Landes-
bibliothek
Coburg

D. III. 9.
5225
η'
47
Coburger Landes-Bücherei

Lebensscenen

aus

der wirklichen Welt.

Vom

Verfasser der Emilie Sommer.

Achtes Bändchen.

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer, 1788.

Coburger
Landes-
Bücherei

Die unglückliche Reiche.

Sechs und dreyßigste Scene.

Daß Reichthum nicht glücklich mache, ist eine jener populairen Sentenzen, die man so oft im Munde führet, ohne etwas richtiges und reelles dabey zu denken. Fragen wir, warum Reichthum nicht glücklich mache? so fehlt es größtentheils an einer befriedigenden Antwort. Gewöhnlich behilft man sich dann mit Gemeinsprüchen. Selten erkennet man die große Wahrheit, daß das Betragen des Reichen selbst, oder der Gebrauch, den er mit seinem Reichthum macht, oft sein Unglück befördere. Auf die Thorheiten des Menschen fällt also allein die Schuld davon; nicht auf den Reichthum selbst: denn den Weisen muß er durchaus auf die höchste Staffel des Glücks erheben. —

Von einigen jener Thorheiten wollen wir in dieser Erzählung ein Beyspiel geben. Am Ende werden wir die allgemeinen Grundsätze, deren wir eben gedachten, auf eine traurige Weise bestätiget finden.

Ein Kaufmann einer kleinen Landstadt in Sachsen, erbte von seinem Onkel ein Vermögen von zwey Tonnen Goldes, das dieser durch besondere Glücksfälle zu erwerben gewußt hatte. So bald solches geschah, legte Herr Schreiner, so hieß der Erbe, seine kleine Handlung nieder, und kaufte sich ein Rittergut. Der Hof gab ihm auf sein Ansuchen den Charakter eines Kammerrathes, und so lebte er Anfangs ziemlich glücklich im Genuß seines großen Vermögens, weil er wirklich die Kunst verstand, solches zu edlen Handlungen anzuwenden.

Dieselbe Glückseligkeit würde nothwendig auch seine Gattin genossen haben, hätte nicht schon der Stolz auf ihren neuen Stand, und auf ihren Reichthum, ihr Herz derselben unfähig gemacht: denn dieser Stolz verleitete sie in der Folge zu mancherley Thorheiten, wodurch sie den Grund zum Fall ihrer ganzen Familie legte.

Eine einzige Tochter war die künftige Erbin jenes großen Vermögens, und diese vollkommen glücklich zu machen, das war der einzige Punkt, worauf beyde Eltern ihre Bemühungen richteten. Bald wollen wir sehen, ob sie die rechten Mittel dazu ergriffen, oder nicht? —

Louise, so hieß das junge Frauenzimmer, war erst sechs Jahr alt, als ihren Eltern das Vermögen des Onkels zufiel. In ihrem vorherigen Stande würden vielleicht die vortreflichen Eigenschaften, womit sie die Natur versehen hatte, zur schönsten Bildung gediehen seyn. Aber nunmehr bekam ihr Charakter durch die Launen, und den Stolz ihrer Mutter eine so schiefe Richtung, daß man in der Folge jene schönen Naturgaben, kaum mehr an ihr bemerkte. An dem, was zu einer glänzenden Erziehung gehöret, ließ man es zwar nicht bey ihr fehlen. Aber zweyerley Dinge rissen am Ende alles wieder ein, was Erziehung, und Kunst an ihr gebaut hatten. Eine zu frühzeitige Bekanntschaft mit ihrem künftigen Reichthume, war das erste Hinderniß ihrer bessern Bildung. Bey jeder Gelegenheit machte sie ihre Mutter darauf aufmerksam.

Freylich nicht in der Absicht — denn das müssen wir ihr doch zum Ruhm nachsagen — ihre Tochter damit stolz zu machen, sondern vielmehr, um sie sogar davor zu bewahren, daß sie darein nicht ihr einziges Verdienst setzen solle. Inzwischen ersahe aber das junge Mädchen aus diesem öfteren Vorpredigen von ihrem künftigen Reichthume, daß sie mit der Zeit eine große Rolle in der Welt spielen würde, und dies hinderte sie allerdings, auf die Bildung ihres Herzens, so viel Fleiß zu wenden, als sie würde gethan haben, wenn man sie nicht so oft in den Spiegel des Reichthums hätte sehen lassen.

Was ihrem Charakter aber noch weit mehr schadete, als dieses, war die Laune ihrer Mutter, daß Louise keinen eigenen Willen haben, sondern durchaus nur von dem ihrigen abhängen sollte. Auch hier meynte es diese schwach denkende Mutter nichts weniger, als böse mit ihr. Ihre Absichten waren wirklich die gutmüthigsten von der Welt. Nur fiel sie damit in den Fehler sehr vieler Eltern, nämlich, daß sie das Gute übertrieb, und ihre Tochter in eine Art von Sclaven-Joch spannte, indem sie ihre Glückseligkeit zu befördern suchte.

suchte. Der Gedanke, welcher sie auf diesen sonderbaren Einfall brachte, war im Grunde auch wahr und gut, aber nur eben so übertrieben, als die Sache selbst. Sie sahe nämlich zum voraus, daß der Reichthum künftig eine große Menge Liebhaber an Louisen fesseln würde. Damit nun ihre Tochter nicht etwa einem Unwürdigen ihre Hand geben möchte, so hielt sie dafür, man müßte sie in Zeiten daran gewöhnen, ihren Willen ganz den besseren Einsichten ihrer Eltern unter zu ordnen. Sie allein glaubte sich, die Wahl eines künftigen Gatten für ihre Tochter vorbehalten zu müssen, weil sie nur sich selbst die reifere Beurtheilung desselben zutraute. —

Hieraus konnte nun nothwendig keine andere Folge entstehen, als daß Louise im Grunde — gar keinen Charakter bekam. Nachdem ihr Wille lange der Tyranney ihrer Eltern unterworfen gewesen war, riß er sich endlich mit desto heftigerer Gewalt davon loß. Aber die Folgen davon waren auch desto trauriger für sie, je weniger sie sich und ihre Leidenschaften zu beherrschen gelernt hatte.

Kaum vierzehn Jahr war sie alt, so fanden sich schon eine Menge junger Mannsper-

sonen ein, die, sich um ihre Hand zu bewerben, Beruf zu haben glaubten. Je älter sie wurde, destomehr häufte sich die Schaar ihrer Verehrer. Und doch war sie im vier und zwanzigsten Jahre noch immer nicht verheirathet.

So unwahrscheinlich dieses zu seyn scheinet, so dürfen wir doch nur auf die Denkart ihrer Eltern zurück sehen, um uns über diese sonderbare Erscheinung nicht länger zu wundern. Der Vater trug eine so abgeschmackte Affenliebe zu seiner Tochter, daß schon der Gedanke, sie von sich, und aus seinem Hause entfernt zu wissen, seine ganze Seele empörte. So lang' als möglich, sucht' er also ihre Verheirathung zu verschieben, und jeder Mangel, der an einem, oder dem andern ihrer Freyer entdeckt werden konnte, war ihm daher desto willkommner, je mehr er dem Wunsche, ihm abschlägliche Antwort geben zu können, entsprach. Die Mutter hingegen hatte bey jedem, der sich um Louisen meldete, so viel Bedenklichkeiten, daß sie niemals über einen oder den andern, mit sich einig werden konnte. Louise selbst hatte keine, oder doch nur eine sehr schwache Stimme bey allen diesen

sen Verhandlungen. Ihr Wille war bloß der Nachhall von dem Willen ihrer Eltern, und daher kam es denn auch, daß man die besten Parthien verschlug, und Louise bey all' ihrem Reichthume fast gar noch eine alte Jungfer geworden wäre. —

Wir sagen in der That nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß sich in Zeit von zehn Jahren wohl über funfzig Freyer bey Louisen meldeten. Wenigstens zwey Drittheile davon waren wirklich annehmliche Männer. Billig sollte man denken, daß unter diesen allen doch wenigstens Einer das Ideal ihrer Eltern erreicht haben würde. Aber nein! das Glück ihre Hand zu erringen, war keinem von diesen allen aufgehoben. Um solches desto besser einzusehen, und zugleich auf die Mannigfaltigkeit der Freyer selbst einen Schluß machen zu können, so wollen wir doch von einigen der merkwürdigsten darunter etwas ausführlicher sprechen.

Einer der ersten, die sich um Louisens Hand bewarben, war ein junger von Adel, der ein beträchtliches Rittergut besaß, darauf aber noch einige Schulden zu bezahlen, und zwey alte Tanten, die ihm gleichsam als In-

ventarium mit übergeben waren, zu ernähren hatte. An seiner Person, und seinem Charakter war nichts auszusetzen. Ob er Louisen gefiel, und ob sie ihn haben wollte? darüber befragte man sie gar nicht einmal. Der Vater aber hatte die Einwendung, die er mehrere male brauchte, daß seine Tochter zum Heirathen noch zu jung sey, und die Mutter sagte: was haben wir denn Ursache, für unsern Schwiegersohn Schulden zu bezahlen, und ihm seine Tanten mit ernähren zu helfen? unsre Tochter wird doch wohl noch einen Mann bekommen können, der kein Onus auf dem Halse hat, und — keine müßigen Tagediebe ernähren darf. — Der Edelmann bekam also den Repulß, er mochte übrigens der beste Mann von der Welt seyn. —

Ein junger Arzt aus einer ansehnlichen Stadt versuchte bald darauf auch sein Heil im Schreinerischen Hause. Mit allen möglichen äußerlichen Vorzügen begabt, hatte er noch überdies den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, und sehr geschickten Arztes vor sich. Er hatte das Glück, Louisen zu gefallen, und sie würde gewiß eine sehr gute Ehe mit ihm geführet haben. Ihre Mutter aber fand

bald

bald die Einwendung, daß nichts ungewisser und schwankender sey, als das Brod eines Arztes. „Wer bürgt uns denn dafür —" „meinte sie — daß sein Kredit nicht fällt? — „eine einzige unglückliche Kur kann ihn in übeln „Ruf bringen. Und — müßten wir dann „nicht ihn und unsre Tochter und ihre Kinder „ernähren? —" überdies hatte der gute Mann noch den Fehler begangen, daß er auf einem Miethpferde angeritten kam, als er seinen Besuch im Schreinerischen Hause machte. Der Kammerrath und seine Gattin hielten sich also gewissermaßen gar für beschimpft, wenn sie ihre Tochter einem Manne zur Frau gäben, der in so elendem Aufzuge, aufgetreten wäre, und der gute Doctor mußte folglich seinen Stab weiter setzen. —

Wieder ein anderer Freyer war ein Offizier von ansehnlichem Range Ungefähr fünf und dreyßig Jahr alt, verband er mit einem schönen Ansehen ungemein viel feine Lebensart, und jedermann gab ihm das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes, und braven Soldaten. Dieser bekam unter dem Vorwande abschlägliche Antwort, daß Louise einmal für allemal keinen Offizier heirathen solle: denn

denn ein Soldat trüge beständig sein Leben zu Markte, und — wer sorgte denn für seine Frau und Kinder, wenn er zu Felde ziehen müsse, und dort eine feindliche Kugel auf einmal seinem Daseyn ein Ende mache? —

Nicht besser gieng es einem ansehnlichen Kaufmanne in einer berühmten Handelsstadt, der sich ebenfalls fruchtlos um Louisens Hand bewarb. „Was ist es denn mit einem Kauf„manne? — sagte ihre Mutter —„ itzt ge„ben wir ihn unsere Tochter, und unser Ver„mögen hin — in einigen Jahren macht er „Banqueroute, und denn — müssen wir wohl „gar noch die ganze Familie wieder zu uns „nehmen. Kurz, es ist ein schwankendes „Wesen mit einem Kaufmanne; wir danken „Gott, daß wir diesem Stande noch glück„lich genug entgangen sind. — Unsre Toch„ter soll dieser Gefahr nicht ausgesetzet wer„den. —

Der ehrliche Kaufmann mußte also mit einer langen Nase wieder abziehen. —

Glücklicher glaubte ein gewisser Hofrath aus der Residenz zu seyn. Er kam in einer prächtigen Equipage angefahren, hatte Bedienten, die von Gold und Silber strozten.

Alles

Alles gieng bey ihm auf den großen Fuß. Er war in seinen besten Jahren, und im übrigen — ein feiner, polirter, galanter Hofmann — ganz dazu gemacht, um mit seiner blendenden Figur das Herz eines Mädchens zu erobern. Aber man höre, was für ein Urtheil die Frau Kammeräthin über ihn sprach! „Wenn dieser Herr Hofrath unser Geld nicht „wüßte — meinte sie — so würd' er sich viel „um unsre Tochter bekümmern. Vermuth„lich sitzt der galonirte Herr brav tief in Schul„den, und ihn von seinen Wechsel-Gläubi„gern zu retten, dazu mögen wir wohl gut „genug seyn. Nein! so weit ist es mit un„serer Tochter noch nicht gekommen, daß wir „sie anders nicht, als mit Gelde loß werden „könnten. Ich dächte, ihre Person verkauf„te sich noch von selbst, und — wenn sie „aus Neigung niemand heirathen will, so „mag sie lieber ganz im ledigen Stande blei„ben. — Der Herr Hofrath mußte also seinen Postzug wieder anspannen lassen, und unverrichteter Sache von dannen fahren. —

Ein andermal wurde von einem Freunde des Schreinerischen Hauses, ein junger Geistlicher empfohlen, der mit der Würde seines

Standes, die annehmlichsten Vorzüge seiner Person verband. Er besaß eine sehr ansehnliche Pfründe, und hatte die gegründetste Hoffnung vor sich, künftig noch Superintendent zu werden. Doch auch dieser erfüllte das Ideal der Frau Kammeräthin noch nicht. „Was kann man sich denn elenderes denken „— war ihre Gegenrede — als den Stand „eines Geistlichen? — auf wie viele unschul„dige Freuden des Lebens muß nicht die Frau „eines solchen Mannes Verzicht leisten? und „— wenn er mit Tode abgehet, so müssen „Frau und Kinder auch wieder hinwandern, „wo sie hergekommen sind. Kurz, es gieng ihm, wie allen den übrigen. Er bekam abschlägliche Antwort. —

Am meisten hielt die Frau Kammeräthin noch auf Leute, die in fürstlichen Bedienungen standen. Dieß machte sich ein gewisser junger Beamter zu Nutze, der übrigens alle nur mögliche Vorzüge besaß, um auf eine Parthie, wie Louise war, Anspruch machen zu dürfen. Allein auch bey ihm fehlte es der eigensinnigen Mutter nicht an einem Vorwande, ihm den Repulß zu geben. Die Familie des Beamten wohnte nicht weit von dem

Schrei-

Schreinerischen Gute. Jene war auf das Glück des Herrn Schreiners etwas eifersüchtig, und dadurch geriethen beyde Häuser hernach in kleine Mißhelligkeiten, die jedoch zu keiner offenbaren Feindschaft ausarteten. Nichtsdestoweniger mußten eben diese Mishelligkeiten, die durch eine nähere Verbindung beyder Häuser mit einander, auf einmal gehoben worden seyn würden, eine Ursache abgeben, warum die Kammerräthin diese Verbindung völlig ausschlug. —

Auf diese Art gieng es mehreren, sehr braven und rechtschaffenen Männern, die den unseligen Einfall hatten, sich um Louisens Hand zu bewerben. Die meisten male gaben jedoch die Eltern bloß die Besorgniß, daß man nur um des Vermögens willen, folglich aus unlautern Absichten die Hand ihrer Tochter suche, zur Ursache ihrer Weigerung an, und behaupteten, daß, wenn sie von einem, oder dem andern überzeugt wären, daß bloß Neigung, und Liebe sein Herz an Louisen fesseln, sie gar kein Bedenken finden würden, in ihre Verheirathung zu willigen. —

Da es nun allerdings nicht zu leugnen war, daß mancher unter den vielen Freyern

zurückgeblieben wäre, wenn ihn die reiche Mitgift nicht herangelockt hätte; so that ein gewisser Freund vom Hause den Vorschlag, daß man sich selbst einen Mann für Louisen aussuchen möchte, und zwar einen solchen, der vermöge seiner Verhältnisse sich sonst niemals unterstanden haben würde, auf eine so ansehnliche Parthie Anspruch zu machen. Er brachte hierzu einen gewissen jungen Menschen in Vorschlag, der die Rechte studirt hatte, und eben von der Akademie zurück gekommen war, um sein Glück weiter zu verfolgen. Dieser junge Mann hieß Reinhardt, und hielt sich einige Meilen weit von dem Schreinerischen Gute bey einem berühmten Sachwalter auf, um sich bey demselben, in juristischen Geschäften auszubilden. Man kann behaupten, daß weder an den äußerlichen Vorzügen seiner Person, noch an seinen Seeleneigenschaften etwas auszusetzen war: Er besaß einen edlen Charakter, und ein gutes Herz, hatte das Seinige rechtschaffen gelernet, und niemand konnte ihn nur der mindesten Ausschweifung in seiner Lebensart beschuldigen.

„Dieser junge Mensch,

sagte der Freund, der ihn dem Schreinerischen Hause vorschlug,

„wird Louisen unfehlbar höchst glücklich „machen; denn, da er kein Vermögen be„sitzt, so wird er wohl einsehen, daß ihre „Hand allein seinen Wohlstand befördert „hat. Aus Dankbarkeit dafür wird er sie „gewiß fast auf den Händen tragen, und „alles mögliche wird er thun, sich ihrer „würdig zu machen. Aus einem jungen „Rechtsgelehrten kann man übrigens alles „mögliche machen. Durch Ihren Vor„schub und Ihre Unterstützung wird es „ihm also sehr leicht werden, sich zu einem „sehr ansehnlichen Range oder Posten em„por zu schwingen. Und auf diese Weise „werden auch von der Seite Ihre Wün„sche erfüllet werden.

Der Kammerrath bezeigte wirklich Lust zu diesem Vorschlage, und wär' es ihm nachgegangen, so hätt' er sogleich ausgeführet werden müssen. Aber nicht so vernünftig dachte seine sich so weise dünkende Gattin. „Ey! das „wär' mir gelegen — war ihre Antwort — „meine Tochter noch selbst einem jungen Laf„fen anzubieten, der sich noch gar nichts in

„der Welt versucht hat, und von dem man
„nicht einmal weiß, ob noch etwas aus ihm
„wird, oder nicht? Nein! dahin ist es mit
„uns noch nicht gekommen, daß wir selbst
„auf die Heirath gehen, und unsrer Tochter
„erst selbst einen Mann machen sollten, des-
„sen sie sich nicht zu schämen braucht. Ich
„dächte, es würde sich wohl noch einer fin-
„den, der schon gezeigt hat, daß er kein Pas-
„sagier ist, wie sie auf allen Gassen aufgele-
„sen werden können. —

Dem Freunde, der den Vorschlag gethan hat-
te, verdroß diese bittre, und unartige Ant-
wort. Er wollte sich keiner Undankbaren
weiter verbinden. Die Sache zerschlug sich
also völlig, und der junge Mensch erfuhr nicht
einmal etwas davon, daß man ihm eine so
reiche Heirath zugedacht hatte. Ein ganzes
Jahr vergieng noch in der alten Lage, und
mancher brave Mann hatte noch das unange-
nehme Schicksal, sich in dem Schreinerischen
Hause, einen Korb zu holen.

Drey und zwanzig Jahr war nun Louise
alt, und noch hatten ihre Eltern, in Absicht
auf ihre Verheirathung im mindesten, ihre
Gesinnungen nicht geändert. Wer will und

kann

kann es ihr verdenken, daß sie sich allmählig mit vieler Wärme, nach dem Genusse ehelicher Glückseligkeit, der ihr so grausam versagt wurde? zu sehnen anfing? gleichwohl stand sie zu sehr unter den Befehlen ihrer eigensinnigen Mutter, als daß sie diese ihre Sehnsucht nur hätte sollen laut werden lassen. Bloß im Stillen hing sie also derselben nach. Von Tage zu Tage, wurde ihr ihre Lage peinlicher; die Natur begann nun, ihre Rechte auch über sie zu behaupten, und die Gewohnheit, keinen andern Willen zu haben, als den Willen ihrer Mutter, zu besiegen. Sie lauerte nur auf eine bequeme Gelegenheit, ihr Herz an einen Gegenstand anzuhängen, und — diese Gelegenheit fand sich, ohne daß sie es so bald vermuthet hatte.

So wenig sonst Louise ohne Beyseyn ihrer Mutter, sich aus dem väterlichen Hause entfernen durfte, so wurd' es ihr doch itzt einmal erlaubt, sich einige Tage zu ihrer Mutter Schwester zu begeben, die in der Residenz des Fürsten an einen Steuerrath verheirathet war. Hier fand sie nun an den beyden Töchtern ihrer Tante, sehr muntere aufgeweckte Mädchen, und folglich an ihnen eine höchst

angenehme, und unterhaltende Gesellschaft. Auch hatten diese noch einen Bruder, der eben von der Akademie zurück gekommen, und ein junger Mann von überaus liebenswürdigem Humor war. Louise verlängerte deshalb auch ihren Aufenthalt in der Residenz; jedoch konnte dieses nur nach vielen Schwierigkeiten, die ihr von ihren Eltern dagegen gemacht wurden, geschehen. Und — hätten diese auch nur von fern ahnden können, was mit Louisen inzwischen vorgieng, sie würden sich gewiß gehütet haben, sie nur noch einen Tag länger dort zu lassen.

Es traf sich gerade, daß während dieses ihres Aufenthalts in der Residenz, die Hof-Redouten gehalten wurden. Wilhelmine und Sophie, ihre beyden Muhmen, erhielten von den Eltern Erlaubniß, mit ihrem Bruder, dem jungen Nordheim — so war der Name der Familie — eine dieser Redouten besuchen zu dürfen. Noch nie in ihrem Leben hatte Louise einer dergleichen Lustbarkeit beygewohnt. Es war also natürlich, daß auch sie nicht zurück blieb, sondern ihren beyden Gespielinnen Gesellschaft leistete.

Louise hatte einen sehr schlanken angenehmen Wuchs. Ein freyer edler Anstand war schon ein Geschenk der Natur bey ihr, und an andern körperlichen Reizen mangelte es ihr eben so wenig. Ein großes, blaues, schmachtendes Auge, ein ovales, regelmässiges Gesicht, ein schöner Teint, und ein sehr niedlicher Fuß, alles dies waren Schönheiten, die in die Augen fielen. Man kleidete sie in eine Georgianerin, eine Tracht, worinn sich ihre Person ganz vortreflich ausnahm.

Da aber Louise keine sonderlich geübte Tänzerin war, so beschäftigte sie sich lieber mit Zusehen, als daß sie selbst viel hätte tanzen sollen. Unter allen den unendlich vielen Masken, die zugegen waren, fiel ihr besonders ein Mann in die Augen, der in alt römischer Heldentracht einher gieng, und sich durch seine ansehnliche Person so wohl, als durch seine ungemeine Geschicklichkeit im Tanzen sehr auszeichnete. Mehrere glänzende, und in die Augen fallende männliche Masken waren zwar noch zugegen; aber nach Louisens Geschmack übertraf sie jener Römer doch alle an Reiz und Schönheit. Ueberall verfolgte

sie ihn mit ihren Augen, und — so bald sie ihn nicht mehr sahe, wurde sie unruhig.

Der Römer hingegen gieng einmal von ungefähr vor Louisen vorbey, als sie eben mit einigen leichten Schritten, über den Saal hinweg hüpfte, um mit einer ihrer Muhmen zu sprechen. Ihre Leichtigkeit, und ihr schlanker Wuchs gefiel ihm, und er zog sie zum Tanz auf, Louise sagte ihm, daß sie keine Tänzerin sey, und daß er mit ihr wenig Ehre einlegen würde. Aber er bestund darauf, daß sie es nur mit ihm wagen möchte, unter der Versicherung, es ihr so leicht, als möglich zu machen. —

Wider Vermuthen gelang es ihr vortrefflich. Der Römer bezeigte Louisen sein Vergnügen darüber, und die Angloise gieng zu Ende; ohne daß sie nur einen falschen Tritt that. Jetzt faßte er nun ihre Hand, und zeichnete ihr einige Buchstaben hinein. Louise, die mit diesem Redoutengebrauche nicht bekannt war, fragte ihn, was er damit ausdrücken wolle? er sagte es ihr, und zeichnete ihr wieder einige andere Buchstaben in die Hand. Aber noch war kein S. darunter, und sie schüttelte mit dem Kopfe. Endlich fand

er auch diesen Buchstaben, und so gleich sagte sie ihm, daß er ihren Namen getroffen habe. —

Freylich hatte der Römer nichts weniger, als ihren Namen, und ihre Person wirklich errathen. Aber, weil sie ihm doch so ausnehmend gefiel, so brauchte er diese List, um wenigstens etwas näher mit ihr bekannt zu werden. Itzt stellte er sich nun, als ob er eine ihm völlig bekannte Person vor sich habe, und bat Louisen, im Bibet mit ihm ein Glas Punsch zu trinken. Sie folgte ihm ohne Umstände, weil sie eben so neugierig war, als er, seine Person ganz kennen zu lernen.

Kaum hatte sich nun Louise hier demaskirt, so that der Römer sehr bestürzt darüber, daß er sich in ihrer Person geirret habe. Dann suchte er sie zu überreden, als ob er in ihr niemand anders, als eine seiner Kousinen, deren Namen sich mit dem S anfange, zu finden geglaubt habe. Inzwischen war er doch viel zu artig, und sahe viel zu schön aus, als daß ihm Louise nicht hätte verzeihen sollen. Sie sagte ihm also, wer sie eigentlich sey, und erkundigte sich nun auch nach seiner Person. Er wäre der Advokat Reinhardt —

antwortete er —; und Louise war froh, daß sie an keinen Mann von vornehmeren Stande gekommen war. Ihr war sein Name freylich niemals vorgekommen: denn kein Wort hatte man ihr jemals davon gesagt, daß ihr ein gewisser Reinhardt zu einer Parthie vorgeschlagen worden war. Und wirklich war unser Römer niemand anders, als eben jener Reinhardt, von welchem wir oben gesprochen haben. Weil ihm denn auch, der Freund, der ihn dazumal dem Schreinerischen Hause vorschlug, die ganze fruchtlose Unterhandlung verschwiegen hatte, so war itzt Louise ihm eine so unbekannte Person, als sie niemals das geringste von ihm hatte reden hören.

Ganz von ungefähr trafen sie sich also itzt; aber doch schien dieses Ungefähr gleichsam im Rathe der Vorsehung beschlossen zu seyn: denn beyde liebten einander auf den ersten Anblick. Reinhardt unterhielt sich hernach noch lange mit Louisen, tanzte noch oft mit ihr, und erfuhr nach und nach fast alle ihre Umstände, und Verhältnisse. Als sie endlich mit ihren Verwandten nach Hause gieng, bat er sie nun um Erlaubniß, ihr den folgenden Tag seine Aufwartung machen zu

dürfen,

dürfen, und erhielt sie auch um so leichter, je mehr Louise schon so viel Behagen an ihm fand, daß sie sich sehr ungern von ihm trennte.

Man stelle sich vor, daß unsre Heldin bey einem von Natur warmen zärtlichen Gefühl, doch noch niemals geliebt hatte: denn unter dem Druck ihrer Eltern hatte nie noch eine Mannsperson sich ihr so weit nähern dürfen, um ihr zärtliche Gesinnungen gegen sich einflößen zu können. Itzt trat ihr nun ein Mann unter die Augen, den die Natur ganz zum Eroberer des schönen Geschlechts gebildet zu haben schien. War es ihr denn also wohl zu verdenken, daß sie sich völlig den beseligenden Empfindungen überließ, endlich einmal ein Herz gefunden zu haben, dem sie ihre ganze Liebe schenken könne? Kaum konnte sie die Zeit erwarten, wo er seinen Besuch bey ihr ablegte, und als er nun erschien, so hielt bloß die Gegenwart ihrer Verwandten sie zurück, daß sie sich ihm nicht ganz in die Arme warf.

Auch Reinhardten entgieng die Eroberung nicht, die er an Louisen gemacht hatte. Sie war ihm um so wichtiger, je mehr er nun vollkommene Nachricht von ihren glän-

zenden Vermögensumständen hatte. Er beschloß also, sein Glück mit allem Eifer zu verfolgen und das Eisen zu schmieden, weil es noch warm sey. Louise schien ihm auf halben Wege entgegen zu kommen; nichts war ihm also leichter, als sich ihres Herzens völlig zu versichern, so bald er nur die mindeste Gelegenheit finden konnte, sie allein zu sprechen.

Wenn beyde Liebenden einander von selbst suchen, so finden sich dergleichen Gelegenheiten bald, und die List eines Frauenzimmers weiß dann schon Mittel, solche zu nutzen. Der Steuerrath wurde einst mit seiner ganzen Familie, worunter man zur Zeit auch Louisen mitrechnete, von einem Freunde zu Gaste geladen. Sie aber hatte einige Tage vorher schon von diesem Gastgebote Nachricht. Als nun der Tag dazu erschien, erdichtete sie den Abend vorher eine Unpäßlichkeit; Reinhardt, der ohnedem alle Tage beym jungen Nordheim Besuch machte, erfuhr dieses alles sogleich. Klug genug, die ganze Karte zu errathen, ermangelte er also nicht, sich bey der kranken Louise einzufinden, so bald er versichert seyn konnte, daß das Haus rein war. ‒‒

Beyde brannten vor Verlangen, einander ihre Empfindungen zu gestehen. Keine Viertelstunde befanden sie sich also beysammen, so waren die nöthigen Erklärungen schon gethan. Voll von einer Glut, die Louise bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte, warf sie sich, ohne die mindeste Zurückhaltung in Reinhardts Arme, und nur seiner Enthaltsamkeit und Mäßigung hatte sie es zu danken, daß er von ihrer Schwäche keinen andern Gebrauch machte, als wie er mit den Gesetzen der Ehre, und Tugend bestehen konnte. In der Trunkenheit ihrer Gefühle vergaß Louise, ihre Verhältnisse — ihre Eltern — und alles, was den Fortgang ihrer Liebe nur immer hindern konnte. Reinhardt, der von ihrer Lage nun auch völlige Erkundigung eingezogen hatte, mußte sie wirklich erst noch dran erinnern, und mit Schrecken schien sie aus dem Taumel ihrer Empfindungen zu erwachen, als er es that.

„Ja! Sie haben Recht, Lieber!

sagte sie,

„ich bin das unglücklichste Mädchen unter der Sonne. Meine Eltern werden „es gewiß nicht zugeben, daß wir einander heirathen dürfen. Aber dennoch

„werde

„werde ich Sie bis an meinen Tod lieben.
„und nichts soll das süße Band wieder
„auflösen, das unsre Herzen itzt so unzer-
„trennlich vereiniget hat.

„Aber, beste Louise!

antwortete Reinhardt

„werden Sie auch Muth und Stärke ge-
„nug besitzen, dem Willen Ihrer Eltern
„zu widerstehen?

„Ja! ich werde eher mein Leben lassen,

versetzte sie,

„als Ihnen untreu werden, unterstützen
„Sie mich nur! und verlassen Sie mich
„nicht!

Hier fiel sie mit Thränen ihrem Geliebten um den Hals, und besiegelte ihr Versprechen mit einer Fluth von Küssen.

„Mir ist doch noch sehr angst davor, sagte Reinhardt, und seine Besorgnisse waren gegründet: denn so gut auch der Wille bey Louisen war, so schwach fühlte sie doch in der Folge ihre Kräfte, um über die Tyranneyen ihrer Mutter den völligen Sieg davon zu tragen. —

Inzwischen wurde unter den beyden Liebenden verabredet, daß Reinhardt sich in

Loui-

Louisens väterlichem Hause bekannt, und beliebt machen solle. Alsdenn, glaubten sie, würde man desto eher Mittel finden können, ihre Eltern zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Reinhardt war ein Universitätsfreund des jungen Nordheims. Diesem durft' er, ohne Zurückhaltung, seinen ganzen Liebeshandel mit Louisen anvertrauen, und durch ihn hofft' er auch Eintritt in das Schreinerische Haus zu bekommen. Man machte den Plan so gut, als Liebende im Rausche ihrer Hoffnungen nur immer zu thun pflegen, und trennte sich sehr vergnügt in der beruhigenden Ueberzeugung, daß die Zukunft ihre Wünsche mit der seligsten Erfüllung krönen werde.

Jedoch man machte auch hier, wie es immer in dergleichen Fällen geschiehet, die Rechnung ohne den Wirth. Im Anfange zwar gieng alles nach Wunsch. Einige Wochen, nachdem Louise wieder in ihrem väterlichen Hause angelangt war, machte der junge Nordheim erst allein seinen Besuch bey dem Kammerrath, und wurde als Verwandter vom Hause mit vieler Artigkeit behandelt. Bald darauf aber bracht er, wie von ungefähr,

fähr, auch den Herrn Reinhardt mit, und führte ihn, als seinen vertrautesten Freund im Schreinerischen Hause ein. Aus Discretion hatte nun auch derjenige Freund, welcher ihn ehemals zum Mann für Louisen vorgeschlagen hatte, seinen Namen nicht genannt. Folglich wußten auch Kammeraths nichts weiter von ihm, als was sie itzt erfuhren, und noch weniger ahndeten sie die genaue Bekanntschaft, worinnen ihre Tochter schon mit ihm stand.

Reinhardt hatte wirklich in seinem Betragen etwas so hinreißend angenehmes, daß er sich damit besonders bey der Kammeräthin sehr beliebt machte. Er so wohl, als Louise schöpften hieraus die schmeichelhaftesten Hoffnungen für ihre Liebe, und schon empfanden ihre Herzen all das namenlose Entzücken, welchem man sich in dergleichen Fällen so gern überläßt. Reinhardt wiederholte seine Besuche so oft, als es sich nur immer thun ließ, und schon glaubte er dem Zeitpunkte nahe zu seyn, wo er es wagen dürfte, seine Absichten auf Louisen völlig zu entdecken. Allein die allzugroße Sicherheit der beyden Liebenden, und das allzufeste Vertrauen auf

die

die gute Lage ihrer Sachen machte sie unvorsichtig. Die Mutter fing bereits an, zu merken, was vorgehen mochte, und dies bewog sie, auf Louisen genauer, als bisher Achtung zu geben.

Der Unstern dieses unglücklichen Mädchens führte daher ihre Mutter einst in den Garten, als sie eben mit Reinhardten spazieren darinnen ging. Lange sah' es jene mit an, wie vertraulich diese mit einander sprachen, konnte aber doch von dem Inhalt ihres Gesprächs nichts verstehen. Endlich — da sie sich trennten — wurde die Mutter mit einer Art von panischem Schrecken gewahr, daß Reinhardt Louisen küßte, und sie — ihm seinen Kuß zurück gab.

Kaum konnte sie sich so weit mäßigen, daß sie nicht den Augenblick hinzusprang, und beyden die ganze Wuth ihres Zorns fühlen ließ. Alles gute, was sie an Reinhardten bisher gefunden hatte, war nun auf einmal vergessen. Sie sah' ihn nun für weiter nichts, als für einen niederträchtigen Verführer an, der sich mit List in das Herz ihrer Tochter eingeschlichen hatte, und nur damit umginge, sie unglücklich zu machen. Daß eine reelle Verbindung zwischen ihnen möglich seyn könnte;

te, das ließ sie sich, bey Reinhardts schlechten Vermögensumständen gar nicht einfallen.

Mit all der Hitze, zu welcher sie dieser Gedanke aufbrachte, erzählte sie die Sache sogleich ihrem Gemahl, und — sehr leicht brachte sie ihn auf ihre Seite, um Louisens Unglück — wie sie sich vorstellte — noch bey Zeiten zu verhüten. Man nahm nun das unglückliche Mädchen selbst vor, befragte sie über das, was sie mit Reinhardten vorhabe? und drohte ihr, bey den fürchterlichsten Ahndungen, die Wahrheit zu gestehen. Wer die Schwäche ihres Charakters kennet, der wird sich leicht vorstellen, daß sie ihre Verbindung mit Reinhardten nicht lange verheelte. Sie bat nur, sie von dem Geliebten ihres Herzens nicht wieder zu trennen, und ihr zu erlauben, daß sie ihn heirathen dürfe. Aber da kam sie ihrer Mutter gleich recht. Diese höchst unbillige, und eigensinnige Frau ärgerte sich darüber, daß sich Louise unterstanden hatte, ohne ihre Einwilligung, sich in einen Liebeshandel einzulassen, und — um die Rechte ihres Willens gegen Louisen zu behaupten, war dieses schon genug, ihr allen ferneren Umgang mit Reinhardten völlig abzuschneiden.

„Das

„Das würde uns eine schöne Ehre seyn,
sagte sie,

„wenn unsre Tochter, die wir so lange vor
„schlechten Parthien verwahret haben, am
„Ende noch so weggeworfen werden sollte,
„einen Mann zu nehmen, der nichts, als sein
„Bischen Gesicht vor sich hat! wie wür-
„den die Leute nicht über uns spotten! und
„— wir hätten's auch verdient: denn
„wer hieß es uns, daß wir nicht besser
„auf sie Achtung gaben? —
Kurz, Louise bekam den Bescheid, an Rein-
hardten nicht weiter zu denken, und ihm —
beschloß man — künftig das Haus zu ver-
bieten.

Der Vater übernahm es, ihn schriftlich davon zu benachrichtigen, und Reinhardt mußte sich über Hals und Kopf entfernen, ohne vorher nur noch einmal von Louisen Abschied nehmen zu können. Inzwischen gab er doch noch nicht alle Hoffnung auf, ihre Eltern künftig vielleicht wieder mit sich zu versöhnen: denn er verließ sich auf Louisens Treue und Beständigkeit, die sie ihm so oft zugeschworen hatte.

Oeffentlich durften sie einander nun freylich nicht mehr sehen. Aber Liebende wissen

doch immer Mittel zusammen zu kommen; und sollten sie auch das Aeußerste wagen. Reinhardt ließ sich also oft unter mancherley Verkleidungen in der Nachbarschaft des Schreinerischen Rittersitzes finden. Louise wußte die Gelegenheiten zu nutzen, und so hielten sie oft geheime Zusammenkünfte an Orten, worauf niemand im Schreinerischen Hause dachte. Einige Zeit über genossen sie auch ungestört dieser verbotenen Glückseligkeit, und die noch nicht ganz verschwundene Hoffnung einer bessern Zukunft ließ ihnen die Gefahren, die ihnen von ferne her drohten, gar nicht einmal ahnden. Endlich aber wurde auch dieses verrathen, und die Folge davon war keine andre, als daß man Louisen nun so enge einschränkte, daß sie ohne Beyseyn ihrer Mutter keinen Schritt außer dem Hause thun, und eben so wenig ohne Gegenwart ihrer Eltern zu Hause bleiben durfte.

Wie schwer ihr dieses ankam, ist leicht zu begreifen. Man hielt sie völlig wie eine Gefangene, und tagtäglich war sie den bittersten Vorwürfen und den unartigsten Begegnungen ihrer Mutter ausgesetzt. Was konnt' ihr nun wohl leichter einfallen, als sich

auf immer von diesen Tyranneyen zu befreyen, und an der Seite ihres Reinhardts das väterliche Haus zu fliehen? allein — wie sollte sie diesen Plan anlegen? — wie sollte sie ihn ausführen? ohne die Sache vorher mit Reinhardten verabredet zu haben, war gar nichts zu thun. Ueberdies mangelte es ihr auch wirklich an Stärke des Geistes, an Muth, und Entschlossenheit zu einem so gewagten Unternehmen: denn sie war zu sehr unter den Druck ihrer Eltern gewöhnt, und zu wenig fähig, sich ganz darüber zu erheben.

Jedoch — was ist wohl der Liebe ganz unmöglich? das Verlangen Reinhardten zu sprechen, verleitete sie, nach langem Besinnen, endlich doch zu dem kühnen Vorsatze, ihn einmal des Nachts auf ihr Zimmer kommen zu lassen. Sie schlief in derselben Etage, wo ihre Eltern schliefen, und nur das Besuch-Zimmer ihrer Mutter lag zwischen ihrem und ihrer Eltern Schlafgemach. Auch schlief sie nicht allein, sondern das Mädchen ihrer Mutter leistete ihr Gesellschaft.

Theils durch Geschenke, theils durch große Versprechungen brachte nun Louise dieses Mädchen glücklich auf ihre Seite. Durch

sie bestellte sie also vor allen Dingen einen Brief an Reinharden, worinn sie ihm von dem Abende, und von der Stunde Nachricht gab, wo er sich bey ihrem Hause einfinden, und sich zum Einlaß bereit halten sollte. Hernach mußte das Mädchen einen Nachschlüssel zum Hause machen lassen, welchen Reinhardt in die Hände bekam. Damit sollte er denn um zwölf Uhr des Nachts die Thür von außen aufschließen, und das Mädchen sollte inwendig die Riegel eröffnen. Alsdenn aber sollte sie ihn die Treppe hinauf in Louisens Zimmer führen. In den Hof konnte Reinhardt des Abends leicht kommen, und sich hinter einem großen Haufen Holz, der darinnen stand, verborgen halten. Kurz, alles war auf das beste verabredet, und angelegt.

Auch gieng im Anfange alles glücklich von statten. Reinhardt erreichte Louisens Zimmer, und taumelte hin ins Meer der Seligkeit — an ihrem Busen. Lange schlossen sie einander in die Arme — wiederholten sich die Versicherungen ihrer Liebe — küßten einander die Thränen von ihren Wangen — schwelgten hin im berauschenden Genuß ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit, und — vergaßen dabey die

Haupt

Hauptabsicht, warum sie diese Zusammenkunft eigentlich hielten, nämlich die Verabredung ihrer Flucht. —

Schon war eine gute Stunde, wie eine Minute, ihnen dahin geflohen! — Reinhardt fing bereits an, seine Geliebte daran zu erinnern, daß es nöthig sey, ihren Entschluß zu sagen, und Zeit und Ort zu bestimmen, wenn und, wo sie bereit sey, das väterliche Haus zu verlassen. Aber Louise, zu schwach, um sich zu einem so wichtigen Schritte, sogleich entschließen zu können, versicherte zwar, daß sie alle Stunden dazu bereit sey; ehe sie aber doch ganz zum Schluß der zu bestimmenden Zeit kam, hatte sie sich schon so weit in die Zärtlichkeiten, die sie ihrem Geliebten erwies, wieder verlohren, daß immer eine Viertelstunde nach der andern darüber vergieng. Noch glaubten beyde Liebende, vor ihrer Trennung, über diesen Punkt völlig einig zu werden, als endlich ihr feindseliges Schicksal einen Sturm über sie verhängte, der sie von der Höhe ihrer Hoffnungen, auf einmal wieder an den Rand der Verzweiflung herab schleuderte.

Das Mädchen, das auf dem Vorsaale Wache halten sollte, war darüber eingeschlafen;

fen; sie saß auf einem dort stehenden Sopha, und — im Schlafe versahe sie es einmal, daß sie von diesem Sopha herunter fiel, und ein kleines Geräusch machte. Ein kleiner Hund, den die Kammeräthin gewöhnlich mit in ihrem Zimmer hatte, fing an zu bellen, und kratzte an die Thür. Die Kammeräthin erwachte davon, und da sie sich immer sehr vor Dieben fürchtete, so sprang sie augenblicklich aus dem Bette, und ließ den Hund heraus. Itzt lief nun dieses Thier, wie rasend nach Louisens Zimmer zu, weil Reinhardt schon den Lärm gehöret hatte, und sich eben aus seiner Geliebten Armen losriß. Die Kammeräthin sahe dem Hund nach, und — erblickte Reinhardten, wie er noch über den Saal hinwegsprang. Dieser war aber doch so glücklich, die Treppe noch zu erreichen, und durch die noch offene Hausthür sich mit der Flucht zu retten. Kaum machte hingegen die Alte diese Entdeckung, so drang sie auch schon mit einem heftigen Geschrey in Louisens Zimmer, und errieth sogleich die ganze Geschichte, weil sie ihre Tochter so wohl, als das Mädchen noch angezogen darinnen fand. —

Vor Schrecken, und Angst fiel Louise fast in Ohnmacht. Aber die Mutter weckte sie bald durch einige Maulschellen, die sie dem armen Mädchen gab, wieder aus der Betäubung.

„Gestehe, du ungerathene Ranke!

schrie sie ihr zu,

„wen du bey dir gehabt hast, oder ich
„drehe dir den Hals um!

und wirklich faßte sie Louisen so heftig an, daß diese in der Bestürzung darüber alles haarklein gestand. Zur Belohnung darüber bekam sie noch einige derbe Rippenstöße, und unterschiedene Maulschellen — die mit einer ganzen Fluth von Schimpfwörtern begleitet waren, von ihrer äußerst aufgebrachten Mutter.

Inzwischen kam auch der Vater herbey, und die Bedienten, die von dem entstandenen Lärm erwacht waren, liefen alle im Hause zusammen. Man fand die eröffnete Thür, und entdeckte den nachgemachten Schlüssel, den Reinhardt in der Bestürzung nicht abgezogen hate. Kurz alles kam heraus, und die unglückliche Louise mußte noch eine gute Tracht Schläge, von ihrer, wie eine Furie, wüthenden Mutter aushalten.

Hierauf verschloß sie die Kammeräthin allein in ihr Zimmer, sperrte das Mädchen in eine andre Kammer, jagte sie den Morgen drauf Knall und Fall aus dem Hause, und berathschlagte nun mit ihrem Manne, was bey diesem erstaunenswürdigen Vorfalle, wodurch sie sich und ihre ganze Familie beschimpft glaubte — zu thun sey.

Reinhardt war zwar den Bedienten, und Knechten, die ihm sogleich nachgeschickt wurden, glücklich entgangen. Da er aber nun von der Verfolgung, und von der Rache der Kammeräthin alles nur mögliche zu fürchten hatte, so glaubte er, daß es nöthig sey, sich einige Zeit über bey einem Freunde in der Residenz verborgen zu halten, bis er durch einen andern Kanal, und — vielleicht durch den jungen Nordheim, einen Brief an Louisen würde bringen können.

Weit trauriger aber sah' es um seine unglückliche Geliebte aus. Das Schrecken über die unvermuthete Entdeckung ihrer nächtlichen Zusammenkunft mit Reinhardten, und die Mishandlungen, die sie deswegen von ihrer tyrannischen Mutter hatte erdulden müssen, schlugen ihre ganze Seele darnieder. Kraft-

los, und in einen Strom von Thränen aus-
brechend, sank sie hin auf ihr Bette, und
konnte vor Mattigkeit kein Glied rühren.

„Ach! ich armes, elendes Geschöpf!
rief sie bey sich aus,

„was hab' ich gethan, daß ich so grau-
„sam gemishandelt werde? ist das die
„Glückseligkeit, wozu ich habe geboren
„seyn sollen? bin ich darum so reich, um
„das Opfer des Stolzes, und des Eigen-
„sinns meiner Eltern zu werden? — grau-
„samer Reichthum! du allein beförderst
„mein Elend; — ach! wär' ich nur so
„arm, wie eine Bettlerin, so hätt' ich
„doch die abscheulichen Verfolgungen nicht
„auszustehen, die mir mein Reichthum
„zuziehet. Gott! was soll noch aus mir
„werden? wer hat ein Recht, über meine
„Empfindungen zu gebieten? und wer
„kann mich von dem trennen, den meine
„Seele liebt? —

Den ganzen noch übrigen Theil der Nacht
schlug sie sich mit dergleichen Beängstigungen
herum, und — kein Auge konnte sie
darüber zuthun. Früh Morgens fand sie
sich so abgemattet, daß sie kein Glied zu

rühren, geschweige denn Bette aus dem aufzustehen vermochte.

Indessen hatten ihre Eltern ihrentwegen einen Entschluß gefaßt, der ihre Leiden noch mehr vergrößerte, und sie — vollends ganz in Verzweiflung stürzte. —

„So lange Louise unverheirathet bleibt, sagte die Mutter,

„so lange wird's auch mit dem Reinhardt
„kein Ende nehmen.

„Nun! so wollen wir sie einander in
„Gottes Namen nehmen lassen!

versetzte der Vater,

„Ich glaube, du bist rasend!

erwiederte aber die Mutter,

„da werden wir dem ungezogenen Mäd-
„chen auch wohl noch ihren Willen thun
„sollen! das würde uns schöne Ehre ma-
„chen. Nein! der Starrkopf muß ihr
„gebrochen werden. So einen Lumpen-
„kerl darf sie schlechterdings nicht heira-
„then.

V. Wem wollen wir sie aber sonst geben?

M. Es muß doch noch ein Mann von Bedeu-
„tung seyn.

Ein gewisser Mensch, der Bärenfeld hieß, und

und den Titel eines Hofraths hatte, war nur einige Tage vor obigem tragischen Vorfalle da gewesen, und hatte um Louisen Anwerbung gethan. Er besaß ein ganz beträchtliches Rittergut, und war ungefähr acht und zwanzig Jahr alt. Da er aber auf Universitäten sehr locker gelebt hatte, so waren seine Vermögensumstände eben so zerrüttet, wie seine Gesundheit. An seinem Gute gehörte ihm beynahe kein Ziegel auf dem Dache mehr, und einige seiner Gläubiger hatten ihn fast bis zur Hülfe ausgeklagt. Von Charakter war er heimtückisch, boshaft, und niederträchtig. Die Gabe der Verstellung aber besaß er im höchsten Grade. Wer ihn nicht kannte, der hielt ihn für einen Engel des Lichts. Dies und sein Hofrathscharakter war denn auch die Ursache, warum man seinen Heirathsantrag im Schreinerischen Hause, auf Bedenkzeit angenommen hatte.

Itzt wurde man nun, nach manchen Berathschlagungen, darüber einig, daß er endlich der Mann sey, der das große Glück, Louisens Hand, und Vermögen zu bekommen, verdienet habe. Der Kammerrath mußte ihn denselben Tag noch, schriftlich davon

von benachrichtigen, und seine hochweise Gattin nahm es über sich, Louisen darauf vorzubereiten.

Einige Tage ließ man noch hingehen, weil Louise sich wirklich so schwach befand, daß sie kaum aus dem Bette aufdauern konnte. Als sie sich aber wieder ein wenig erholt hatte, ließ sie ihre Mutter zu sich auf ihr Zimmer kommen, las ihr den Text noch einmal wegen ihrer lezten Ausschweifung, und bedeutete sie endlich, daß sie sich gefaßt machen solle, den Hofrath Bärenfeld als ihren Bräutigam zu empfangen. Louise, die nicht wenig über diesen ganz unerwarteten Entschluß ihrer Eltern erschrack, fing an zu zittern, und zu beben, und wußte sich vor Angst kaum zu fassen.

„Ach, liebe Mutter!

sagte sie endlich,

„ich kann den Hofrath unmöglich nehmen.
„Verschonen Sie mich damit!

„So! aber deinen schäbigten Kerl von
„Advokaten wirst du nehmen wollen?

fuhr die Mutter sehr hitzig auf, und stieß noch einige Schimpfworte gegen den guten Reinhardt aus, die einer Heringsfrau angemessener gewesen wären, als einer Kammeräthin.

„Und

„Und du sollst und mußt den Hofrath neh-
„men!

sezte sie hinzu,

„ich will doch sehen, wer seinen Willen
„haben soll, ich, oder du!

Louisen quollen bereits die Thränen aus den Augen. Sie blieb dabey, daß sie den Hofrath nicht heirathen könne, und bat in den beweglichsten Ausdrücken, sie nicht zu dieser Parthie zu zwingen. Je mehr sie aber bat, desto eifriger sezte sich die Mutter darauf ihren Willen zu haben. Endlich trieb sie mit den pöbelhaftesten Ausbrüchen ihres Zorns Louis. so weit, daß diese verzweiflungsvoll der unbarmherzigen Mutter zu Füßen fiel, und unter Strömen von Thränen erklärte, daß sie sich zu keiner Heirath würde zwingen lassen, es möge ihr auch gehen, wie es wolle!

„Ungehorsame, ungerathene Tochter!

rief endlich die Mutter aus,

„geh' mir aus den Augen! ich mag dich
„nicht wieder sehen, bis du bereit bist, den
„Hofrath zu nehmen!

und sie gab ihr einen so heftigen Stoß mit dem Fuße, daß das arme Mädchen ohnmächtig dahin sank. Man mußte Louisen in ihr Zimmer zurück führen, wo sie aus Schwachheit

den

den ganzen Tag über, das Bette nicht verlassen konnte.

Den folgenden Tag erschien der Hofrath. Man ließ Louisen herbey kommen, und nun sollte sie ihr Jawort von sich geben. Aber sie erklärte diesem Herrn gerade zu, daß sie ihn nicht nehmen würde, und wenn man sie an Ketten zum Altare schleppte. Vater und Mutter brauchten alle nur mögliche Ueberredungskünste — Bitten und Drohungen — sie zum Gehorsam zu bewegen. Aber alles vergebens! — sie antwortete endlich gar nicht mehr, sondern versank wie in eine Art von Sinnlosigkeit, und man mußte sie hinwegführen, ohne weiter etwas mit ihr anfangen zu können.

Dem Vater, der noch nicht so ganz hartherzig war, als die Mutter, fing ihr Zustand an, zu jammern. Er erklärte also dem Hofrathe, daß er ihm verzeihen möchte, wenn er unter diesen Umständen sein Wort nicht halten könne: denn er glaube schwerlich, daß Louise noch zur Einwilligung zu bewegen seyn würde.

„Lassen Sie uns nur Geduld haben! antwortete aber jener,

„wenn der erste Sturz vorüber ist, wird
„sie schon nachgeben. Ich will in acht
„Tagen wieder kommen. Vielleicht besinnt
„sie sich indeß eines besseren.

„Das ist ganz auch meine Meynung!
sezte die Mutter hinzu,

„nachgeben dürfen wir schlechterdings
„nicht; sonst thut uns das Mädchen noch
„die größte Schande an. Halten Sie nur
„aus, Herr Hofrath! sie muß doch noch
„die Ihrige werden.

Bey dieser Verabredung blieb es denn auch. Der Hofrath reiste fort, und Louisen wurde angedeutet, daß man ihr itzt noch einige Tage Bedenkzeit gönnen wolle, — würde sie sich aber indessen nicht entschließen zu gehorchen, so habe Vater und Mutter es verschworen, sie jemals weiter für ihre Tochter anzusehen.

Wirklich aufs äußerste war nun dieses unglückliche Frauenzimmer gebracht. Man hielt sie nicht nur in einer so engen Gefangenschaft, daß sie Tag und Nacht niemanden, als ihre Mutter sprechen, und keinen Schritt aus ihrem Zimmer thun durfte, sondern die Mutter verfolgte sie auch unaufhörlich mit

Zure-

Zureden und Drängen, sich endlich zum Besten des Hofraths zu erklären. Anfänglich hielt Louise doch noch einige Tage aus, und bestand fest auf ihrer Verweigerung. Da ihr aber ihre Mutter erklärte, daß die Gefangenschaft mit ihr so lange fortdauren würde, bis sie Reinhardten völlig entsagt, und sich zu einer Heirath mit einem andern entschlossen habe, und sie wohl wußte, daß ihre Mutter in dergleichen Dingen unerbittlich war; so faßte sie endlich einen Anschlag, der freylich nicht gehörig durchdacht war, der ihr aber doch vor der Hand das einzige Mittel zu seyn schien, sich der Tyranney ihrer Eltern zu entziehen, und sich wieder in Reinhardts Arme zu werfen. Wir werden am Ende sehen, ob nicht die Verzweiflung mehr Antheil an ihrem Plane hatte, als die Klugheit?

Den Tag vorher, als der Hofrath wieder zu kommen versprochen hatte, erklärte sich Louise gegen ihre Mutter, daß sie nun entschlossen sey, diesem Manne ihre Hand zu geben; — sie bäte aber, die Vollziehung der Heirath so sehr als möglich zu beschleunigen. So unerwartet dieser Entschluß ihren Eltern kam, so groß war ihre Freude darüber.

Kaum

Kaum konnte man, aus Besorgniß, Louise möchte wieder zurück treten, die Ankunft des Hofraths erwarten, und — die von Louisen selbst gewünschte Beschleunigung der Verbindung war ihnen eben recht,

Der Hofrath ermangelte nicht, sich zur bestimmten Zeit wieder einzufinden. Auch ihn überraschte Louisens Entschluß, und — schon träumte er sich den glücklichsten Sterblichen unter der Sonne. Jedoch — bald wurde ihm ein Theil seiner Freude darüber wieder verbittert, als er wahrnehmen mußte, daß Louise alle die Zärtlichkeiten von sich wies, die den Verlobten sonst einen so süßen Vorschmack von den Freuden ihrer künftigen Umarmungen geben. Sie trieb ihre Zurückhaltung so gar so weit, daß sie sich so viel möglich von ihrem Bräutigam entfernte, und wenig mehr mit ihm sprach, als was er ihr durch die zudringlichsten Fragen abnöthigte.

Inzwischen lebte der Hofrath doch der guten Hoffnung der Zukunft, und hielt ihre Zurückhaltung noch für eine Art von Empfindlichkeit über den ihr angethanen Zwang, die er aber künftig sehr leicht heben zu können sich schmeichelte. Schleunigst wurden die Anstal-

ten zur Hochzeit gemacht; der Tag der Trauung rückte heran, und noch hatte Louise ihr Betragen im mindesten nicht geändert. Willig ließ sie sich zum Altar führen, und ohne irgend einigen Anschein von Verdruß gab sie dem Hofrathe die Hand, und ließ das Wort der unauflöslichen Trennung über sich aussprechen. So gar heiter war sie den Hochzeittag über, nur daß sie wenig mit ihrem Bräutigam sprach, und — sich zwar einige Zärtlichkeiten von ihm gefallen ließ, solche aber auf keine Weise erwiederte.

Als es nun Abends zum gewöhnlichen Beschluß der ganzen Feyerlichkeit kommen sollte, so weigerte sich Louise — zu nicht geringem Erstaunen ihrer Eltern, und ihres Bräutigams — die Brautnachtmit ihm zu vollziehen.

„ich habe zwar dem Hofrath meine Hand
„geben müssen,

sagte sie,

„aber über mein Herz hat niemand zu ge-
„bieten, und — wer das nicht besizt —
„dem kann ich auch meine höchsten Gunst-
„bezeugungen nicht erweisen. —

Anfangs hielt man es gar nicht einmal recht für Ernst von ihr. Jedoch sie bestand dar-

auf,

auf, daß sie allein zu Bett gehen wolle; und nun wurden erst Bitten — dann Drohungen endlich gar Thätlichkeiten angewendet, sie zu Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen: denn ihre Mutter faßte sie, nach ihrer gewöhnlichen stürmischen Art am Arm, und wollte sie mit Gewalt in die Brautkammer führen. Aber alles vergebens! die nun ganz standhafte Louise riß sich von ihrer Mutter loß, zog ein Messer aus ihrem Busen, und erklärte herzhaft, daß, wofern man nur die mindeste Gewalt weiter an ihr brauchte, sie sich dieses Messer in die Brust stoßen würde. Zugleich sprang sie mit ein Paar schnellen Schritten in ihr gewöhnliches Zimmer hinein, verriegelte die Thür von innen, und ließ ihren Bräutigam umsonst nach ihrer Umarmung schmachten.

So wenig man sich dieses unerwarteten Streichs nur im mindesten von ihr versehen hatte; so hoffte doch der Hofrath, daß wenn er sie nur einmal in seinem Hause habe, sie alsdenn schon von selbst zu ihrer Pflicht zurückkehren werde. Inzwischen ging er doch ziemlich misvergnügt zu Bette, und nur der Gedanke, daß er den folgenden Tag zwanzig tausend Thaler zur Mitgift bekommen werde,

wiegte ihn endlich noch in einen süßen Schlaf.

Den Tag drauf blieb Louisens Betragen noch dasselbe, und — machte man ihr darüber Vorwürfe, so antwortete sie entweder gar nicht drauf, oder beklagte sich darüber, daß man sie an des Hofraths Hand gezwungen habe. Dieser hingegen nahm ruhig sein Geld, und dachte wegen des übrigen — so leichtsinnig, als jeder denkt, der nur aus gewinnsüchtigen Absichten ein Weib genommen hat.

Drey Tage vergiengen, ehe der Einzug auf des Hofraths Gut gehalten wurde. Während der Zeit schlief Louise nicht nur noch immer allein, sondern that auch gar nicht einmal, als ob sie einen Gemahl hätte. Um nichts bekümmerte sie sich. Mit einer Kälte, die niemand begreifen konnte, setzte sie sich endlich in den Wagen, als der Tag zum Einzuge herankam, verließ das väterliche Haus ohne die mindeste Bewegung, und ohne nur eine Thräne darüber zu vergießen, und mit eben so vieler Gleichgültigkeit bezog sie ihre neue Wohnung.

Dort fieng sie es nun in all ihrem Betragen ganz wieder so an, wie sie es zu Hause gelassen hatte. Alles Bittens ungeachtet, war sie von ihrem Gemahl nicht zu bewegen, daß sie die Pflichten einer Gattin gegen ihn erfüllte. Auch bekümmerte sie sich in der Hauswirthschaft um gar nichts, sondern that völlig so, als ob sie nur als ein Gast da wäre. Jedermann fiel ihr Betragen auf, und einige hielten sie so gar für nicht recht richtig bey Verstande. —

Indessen war aber ihr Plan, den sie sich gleich anfänglich bey ihrer Einwilligung in die Heirath gemacht hatte zur Reife gediehen. Durch das Mädchen, das ihre Mutter fortgejagt hatte, ließ sie, so bald sie in die Verbindung mit dem Hofrath gewilliget, und nun wieder Freyheit zum Ausgehen hatte, ihrem geliebten Reinhardt, der sich in der Residenz aufhielt, diesen Brief zustellen:

„Ich bin noch immer dein, liebster En„gel: und ich werde dein bleiben, bis mir „der letzte Odem vergeht. Blos um ganz „dein zu werden, hab' ich eingewilli„get, mich an des verhaßten Hofraths „Hand knüpfen zu lassen: denn nur da-

„durch kam ich wieder in Freyheit. Mein „Herz und meine letzte Gunstbezeugung „bekommt er nie. Beydes ist dir aufge„hoben. Wie es dir aber zu Theil wer„den soll, das erwarte! ich werde dich „zur gesetzten Zeit schon auffordern, auch „das deinige zu thun. Jtzt habe Geduld! „harre aus! bleib mir treu! fürchte dich „vor nichts, was mit mir vorgehet! ich „halte sicher Wort, unbefleckt zu ster„ben, als

Deine

getreue

Louise

Reinhardt hielt sich ganz an ihr Wort, und ließ ihr durch Christinen — so hieß jenes dienstfertige Mädchen — die theuresten Versicherungen von seiner Beständigkeit geben. Jtzt nun — nachdem Louise vier Wochen im Hause ihres Gemahls gewesen war, ohne ihn nur im mindesten zu den Rechten eines Ehemannes zu lassen — glaubte sie mit Ausführung ihres Plans nicht länger anstehen zu dürfen. Sie schrieb also ihrem Geliebten vor allen Dingen folgenden Brief:

„Nun, mein lieber Reinhardt! bin ich „endlich bereit, mich wieder in deine Ar-

„me

„me zu werfen. Noch bin ich blos dem „Namen nach, des Hofraths Weib, und „— fest entschlossen, einen Mann zu ver„lassen, der keine Ansprüche auf mein „Herz hat, hoffe ich eben so fest auf deine „Unterstützung dieses meines Unterneh„mens. Bist du noch mein Getreuer, so „warte meiner, heute über acht Tage, des „Nachts gegen zwölf Uhr, auf der schwar„zen Haide, mit einer leichten Chaise, die „uns diese Nacht noch über die Grenze „bringt! Wo nur irgend eine Freystatt „für Liebende seyn mag — und wär' es „in Arabiens Wüsten — da wollen wir „hin, um mit einander zu leben und zu „sterben? — Ach Gott! welch' eine ban„ge Empfindung preßt mir dieses Wort „aus! — und doch — scheue ich mich „nicht, mit dir zu gehen, und wär' es „auch zum Tode. Fürchte dich nicht! „ich war immer ein schwaches matherzi„ges Weib — große Unternehmungen „wagte ich nie; — daher denn auch viel„leicht, die bange Ahndung, die itzt noch „mein Herz foltert! Komm nur gewiß! „— dafür, daß wir keine Noth leiden „dürfen, habe ich gesorgt. Mein Eigen-

„thum — soll wenigstens mein Gemahl
„nicht von mir erben. Sorge ja für flüch-
„tige Pferde! mit inliegendem Gelde wirst
„du die Kosten bestreiten können. Bete
„für unser Unternehmen, und bleib getreu

Deiner

Louise.

Noch ziemlich stark fühlte sich dieses unglückliche Frauenzimmer, eh' es zur wirklichen Ausführung ihrer Flucht kam. Eine wahre Todesangst aber überfiel sie, als die Stunde erschien, wo sie das Haus ihres Gemahls verlassen mußte. Zittern, und Entsetzen durchbebten alle ihre Glieder. Beynahe hätte sie diese Schwachheit verleitet, ihren ganzen Plan wieder aufzugeben, so fürchterlich kam ihr die Ausführung desselben vor. Schon hatte sie eine gute halbe Stunde über die bestimmte Zeit, noch immer in dieser bangen Unentschlossenheit, gezaudert, als sie endlich alle ihre Kräfte zusammen raffen mußte, um ihren Weg anzutreten. —

Da ihr Gemahl schon in seinem Schlafzimmer war, und auf sie niemand mehr sonderlich Achtung gab, weil man sich einer dergleichen Unternehmung von ihr gar nicht ver-

sahe, so kam sie davon, ohne daß es jemand im Hause bemerkte. Alle ihre Kostbarkeiten, und was sie an Gelde nur immer hatte aufbringen können, steckte sie zu sich, und so wandelte sie ziemlich langsam — denn die schreckliche Furcht, die sie empfand, war ihr in die Glieder geschlagen — nach der schwarzen Haide zu. Eine gute Stunde hatte sie bis dahin, und so lange hatte Reinhardt auch schon auf sie gewaret. Ganz kraft- und athemlos sank sie ihm an Busen; Thränen stürzten aus ihren Augen; Worte konnte sie nicht hervorbringen. — Reinhardt mußte ihr in den Wagen helfen, und so jagten die beyden Rappen davon. —

Jedoch der Unstern ihres Schicksals unterließ auch hier nicht, die arme Louise zu verfolgen. Der Jäger ihres Gemahls saß in dem Gehölze, das sie auf dem Wege nach der schwarzen Haide zu paßiren mußte auf dem Anstande. Er sahe Louisen gehen, und kannte sie. Da er nun aus dieser ihrer nächtlichen Wanderung nichts gutes ahndete, so glaubte er einen Theil seiner Pflicht zu erfüllen, wenn er eiligst nach Hause gienge, und seine Entdeckung bekannt machte. Der Hof-

rath erwachte mit Schrecken aus seinem ersten Mitternachtsschlafe, als der Jäger durch die, von Louisen offen gelassenen Thüren, vor sein Zimmer kam, und ihm die Nachricht von der Flucht seiner Gemahlin brachte. Da er sie denn auch in ihrem Zimmer nicht mehr fand, so warf er sich geschwind in die Kleider, ließ Pferde satteln, und jagte ihr in Gesellschaft des Jägers, und noch einiger Bedienten sogleich nach.

Auf des Jägers Spur nahm er denselben Weg, auf welchem sich unsre Flüchtlinge befanden, weil dieser am nächsten nach der Grenze führte. Da sich aber in der Folge die Wege theilten, so theilte auch der Hofrath seine Leute in zwey Parthieen, und verabredete es mit ihnen, wo sie wieder zusammen kommen wollten. Wirklich holte nun auch der Jäger, der ein schnelleres Pferd, als die andern ritt, Reinhardten und Louisen früh gegen sieben Uhr ein. Sobald er sie aber von weitem gewahr wurde, kehrte er eiligst wieder um, seinen Herrn aufzusuchen, und ihm seine Entdeckung zu melden.

Inzwischen hatte doch Reinhardts Kutscher den Jäger kommen, und auch wieder

zurück

zurück kehren sehen. Man merkte also, daß nachgesetzt wurde. Um nun der völligen Einholung auszuweichen, ließ Reinhardt von der Landstraße abfahren, und nahm einen Feldweg, der auf die Seite führte. Der Jäger aber hatte auch dieses bemerkt, und da er seinen Herrn bald darauf antraf, so verfolgten sie die Flüchtlinge nun auch auf dem Nebenwege. Eben hatten sie solche beynahe eingeholt, als Reinhardt und Louise an einen großen Fluß kamen, durch welchen der Weg in einem Furthe gerade hindurch gieng.

Nunmehr war guter Rath für sie theuer. Es hatte den Tag vorher stark geregnet; das Wasser war also aufgeschwollen. Gleichwohl sahen sie hier keinen andern Weg vor sich, als durch den Fluß: denn auf beyden Seiten konnten sie keine fünfhundert Schritte hinfahren, so waren sie von ihren Verfolgern eingeholt. Hierzu kam noch, daß der Kutscher, mit dem Durchfahren sein Leben nicht wagen wollte, weil er den Furth nicht kannte. Lange Zaudern und Besinnen konnten sie sich auch nicht, weil ihnen der Hofrath und seine Leute schon auf dem Nacken waren,

und gefangen wollte sich Louise nunmehr schlechterdings nicht geben.

In dieser entsetzlichen Verlegenheit — was war wohl für unsre unglückliche Flüchtlinge zu thun? — schon machte sich Reinhardt darauf gefaßt, Louisen nur gegen sein Leben aufzugeben; schon bemächtigte sich ihrer eine wilde Verzweiflung, die ihre ganze Besonnenheit schwächte; als — ein Kahn, den sie am Ufer angebunden erblickten, auf einmal ihre Hoffnung wieder erweckte.

„Laß uns diesen Kahn besteigen! sagte Reinhardt,

„ich kann ein wenig rudern. Und — ge„setzt auch, unsre Verfolger ritten durch „den Fluß, so können wir doch so lange „damit auf dem Strome hinunter schwim„men, bis wir in Sicherheit sind.

Schwankend und unsicher war freylich dieses Mittel, allein es war doch das einzige, das sie noch vor sich sahen. Und wer besinnt sich dann noch lange, ob er es ergreifen will? — schnell sprang Reinhardt aus dem Wagen, band den Kahn loß, der mit einem Seile an's Ufer befestiget war, half Louisen vor sich hinein, und ergriff das Ruder, um die ungewisse Fahrt zu beginnen.

Kaum

Kaum waren sie vom Lande gestoßen, so hatten ihre Verfolger auch schon das Ufer erreichet. Aber Gott! — welch' neues Schrecken für die Unglücklichen, die sich dem gefährlichen Elemente des Wassers anvertrauet hatten! — ihr Kahn schöpfte Wasser, und Reinhardt war nicht im Stande ihn gegen den Strom zu halten. —

„Louise! wir sind verlohren! — schrie der unglückliche Liebhaber, und er gab ihr seinen Hut, um das eindringende Wasser damit auszuschöpfen. Aber dieses Mittel half nur eine Weile — das Loch im Kahne war zu groß, und bald behielt das Wasser die Oberhand. Schon saßen sie völlig im Strome — schon ließ sie die nahe Gefahr des Todes alles andre vergessen, und wehmüthig fingen sie an um Hülfe zu schreyen. Der Jäger des Hofraths wagte es zwar, in den Fluß zu setzen, und dem Kahn nachzureiten, um vielleicht die Unglücklichen damit noch an's Ufer zu ziehen. Aber der Strom schwächte sein Pferd, und — er mußte noch froh seyn, daß es noch so viel Kräfte hatte, um das Ufer wieder zu erreichen.

Inzwischen saßen die Schwimmenden so tief mit ihrem Kahne im Wasser, daß er alle

Minu-

Minuten zu sinken begann. Augenscheinlich war die Gefahr des nahen Todes: denn schon hatten sie sich ohne weitere Richtung des Kahns der Gewalt des Stroms überlassen müssen, der sie unaufhaltsam mit sich forttrieb.

„Ich hab' es geahndet, daß ich zu mei-
„nem Tode gieng,

sagte Louise,

„laß uns nun auch mit einander sterben!
„in jenem Leben wird uns niemand mehr
„trennen dürfen.

„Ach Louise!

antwortete Reinhardt,

„war das unser Loos? — aber, weil es
„denn so seyn soll, so komm in meine
„Arme! wir wollen dem Tode zusammen
„entgegen gehen.

Hier umfaßten sie sich, und schwammen auf ihrem schwachen Fahrzeuge noch eine gute Weile mit dem Strome dahin.

Inzwischen hatte ihr Geschrey, und das Rufen ihrer Verfolger, doch noch einige Fischer herbey gerufen, die mit einem guten Kahne aus allen Kräften angerudert kamen. Schon hatten sie unsre Schwimmenden bald erreichet, und — noch sahen diese Hoffnung

zu ihrer Rettung vor sich, als — die Gewalt des Stroms ihre Kräfte vollends besiegte, und sie — beym Sinken ihres Fahrzeuges — in die Tiefe hinab stürzte. —

„Gott sey uns gnädig und barmherzig! schrie Louise, und die Wellen schlugen über sie zusammen — Reinhardt hatte noch einige Kräfte zum Schwimmen; noch hielt er seine Geliebte einige Minuten auch noch im Strome empor, und schrie den ihm schon sehr nahe gekommenen Fischern um Rettung zu. —

Allein — eh' ihn diese noch ganz erreichen konnten — schwanden seine Kräfte vollends ganz dahin — Louise sank ihm aus den Armen — stürzte in die Tiefe hinab, und schon begann auch er unter zu sinken, als ihm einer der Fischer, die ihn nun so ziemlich erreichet hatten, eine Stange zuwarf, woran er sich nun fest halten konnte. Glücklich faßt' er sie auch mit der einen Hand, während daß er mit der andern Louisens Rock noch ergriff, und sie auf diese Art nach sich zog.

Itzt konnt' ihn endlich der eine Fischer zu fassen bekommen. Mit Hülfe der andern, die noch mit in dem Kahne waren, bracht' er ihn auch noch halb am Leben hinein. Louisen

hingegen — bekam man zwar ebenfalls zu fassen, aber das Wasser hatte sie bereits erstickt — es war kein Leben mehr in ihr. —

„Ach! warum habt ihr mich gerettet? rief Reinhardt aus, als er Louisen todt neben sich erblickte.

„ein Theil meines Lebens ist hin. Was
„soll mir der andre? — laßt mich wieder
„hinein in die Fluthen stürzen! —

Jedoch — man konnt' ihn leicht zurück halten: denn er lag in äußerster Entkräftung da neben Louisens Leichnam. Als man das Ufer erreichet hatte, legte man beyde neben einander, und machte nun verschiedene Proben Louisen wieder zum Leben zurück zu bringen. Aber alles war vergebens. Hierauf brachte man sie in das nächste Dorf, holte sogleich einen Arzt herbey, und versuchte noch mehrere Proben mit ihr. Nichts aber vermochte das Leben herbey zu rufen, das die grausamen Wasserwogen ein mal vertilgt hatten. — Entseelt fuhr man sie endlich auf ihres Mannes Gut zurück, wo ihr Körper im kühlen Schooße der Erde endlich die Ruhe fand, die sie im Leben nicht hatte genießen können.

So kaltblütig die Mutter unsrer unglücklichen Heldin, sie vorher selbst ihrem Elende

hatte

hatte entgegen gehen sehen, so verzweifelnd geberdete sie sich itzt beym Ende der Leiden dieses bejammernswürdigen Frauenzimmers. Schlechterdings wollte sie sich mit ihr ins Grab hinein stürzen, und unaufhörlich schrie sie:

„Ach! meine Tochter! meine einzige un„glückliche Tochter.

Jedoch — Rettung, und Reue kam nun zu spät — sie mußte sich im Genuß ihres Reichthums über den Verlust ihres Kindes zu trösten suchen, und dies gelang ihr auch endlich. — Nicht so gut bekam indessen dieser Unfall dem alten schwachen Vater; der Gram darüber zernagte sein Herz, und ein Jahr darauf folgte er seiner Tochter im Tode nach.

Am besten aber wußte sich ihr Gemahl, der Hofrath, dabey zu trösten. Er erbte die erhaltene Mitgift von zwanzig tausend Thalern, reinigte dadurch sein Gut so ziemlich von Schulden, und heirathete bald darauf wieder ein andres Frauenzimmer, mit welchem er ebenfalls wieder ein beträchtliches Vermögen erhielt.

Am unglücklichsten gieng es dem armen Reinhardt. Er gerieth — ehe er sich durch die Flucht retten konnte — wegen Louisens

Entführung, noch in eine schwere Untersuchung, und mußte am Ende, auf einem Arbeitshause, zwar eine leidliche, aber doch schimpfliche Strafe, für seine ohnedem so unglückliche Liebe erdulden. Nach der Zeit lebte er einige Zeit in Rußland, als Sekretair eines mächtigen Grafen, der ihn empor zu heben suchte. — Allein — die Verzehrung, die ihm sein Gram zugezogen hatte — kam seiner Beförderung zuvor. Er starb mit dem Gedanken an Louisen, und freute sich, sie nun bald in höheren Regionen, wo Leiden und Verfolgung ein Ende haben, wieder zu finden.

Der
Sieg der ehelichen Liebe.

Sieben und dreyßigste Scene.

Zu München wohnten zwey vornehme Familien in einem Hause: denn sie waren eben so nahe durch die Bande des Bluts vereiniget, als durch die Gleichförmigkeit ihrer Gesinnungen verbunden. Zwey Brüder — Grafen von Ahrenberg — hatten zwey Schwestern geheirathet. Weil sie aber beyde ausserordentlich viel Vermögen besaßen, so zogen sie das unabhängige ruhevolle Leben der häuslichen Einsamkeit, dem falschen Schimmer glänzender Hofbedienungen vor, und widmeten sich blos den Freuden ihrer ungestörten Freundschaft. Glücklich im Genusse einer so reizenden Verbindung beklagten sie nur darinnen ihr Schicksal, daß ihnen die Vorsehung nicht auch die entzückenden

Vaterfreuden, in so vollem Maaß, als sie wünschten, zu Theil werden ließ: denn nur der ältere Bruder hatte einen einzigen Sohn, der jüngere aber hatte gar keine Kinder.

Kaum zwey und zwanzig Jahr alt war dieser junge Graf von Ahrenberg, als er seine beyde Eltern, in einem Monate durch den Tod verlor. Unterbrochen wurde freylich dadurch die schöne Familiengesellschaft dieses Hauses, und hart traf jener Schlag das Herz des andern Bruders, der kein Kind hatte. Jedoch nun rechnete man auf den Ersatz, welchen der junge Graf für seinen Vater leisten sollte. Auch war er allein der Erbe zu dem großen Vermögen, davon ihm itzt nur ein Antheil zugefallen war. Den andern hatt' er nach dem Tode des Onkels eben so gewiß noch zu hoffen. Itzt bezog nun der junge Ahrenberg dieselbe Wohnung, worinn seine Eltern so glücklich gelebt hatten. Man erneuerte gleichsam die alte Verbindung, und hoffte sie bald desto unauflöslicher zu machen, wenn man den jungen Grafen an der Seite einer liebenswürdigen Gattin sähe.

Natürlich mußte Graf Joseph — so war des Jünglings Taufname — der Lieb-

ling

LB
Cob

ling seines Onkels, und dessen Gemahlin werden: denn an wen sollten sie sonst ihre Herzen anschließen, da sie selbst in einer kinderlosen Ehe lebten? Daher faßten sie auch in der That eine Art von recht blinder Liebe gegen den jungen Menschen, eine Liebe, die sie nur auf seine guten Eigenschaften aufmerksam machte. Seine vielen, und großen Fehler schienen sie im Gegentheil gar nicht zu bemerken.

Schon war der junge Graf, wie Adonis, und von blühender Gesundheit. Ein vortheilhafter Wuchs, ein edler Anstand, eine höchst einnehmende Miene, zwey große schwarze Augen voll Feuer und Leben, eine gewölbte Stirn, eine Habichtsnase, und ein Rosengefilde von Wangen, — waren das nicht männliche Reize genug? —

Um aber auch seinen Charakter, und seine Seeleneigenschaften gehörig zu beurtheilen, so sey uns, nur einige Worte von seiner Erziehung zu sagen erlaubt. Er war der Abgott seiner Eltern — der Stammhalter einer vornehmen Familie — der Erbe eines großen Vermögens; — wer zweifelt wohl daran, daß er verzärtelt wurde? —

Weichlich, und auf großen Fuß eingerichtet, war daher seine Erziehung. Man ließ ihm vieles lehren, das er hätte entbehren können, und vergaß ihn unter Menschen zu führen, wo er Weltkenntniß hätte lernen, und sein Herz hätte bessern können. Zum Glück besaß er von Natur eine edle Seele, und ein sanftes zärtliches Gefühl des Herzens. Anstrengung aber, Muth, Standhaftigkeit, Verleugnung seiner selbst, wahre Seelengröße und hoher Adel des Herzens — alles dies waren Eigenschaften, deren Keime zwar in ihm lagen. Da sich aber niemand die Mühe nahm, sie zu warten, und anzubauen, so wuchsen sie nur wild heran, und trugen oft nur unzeitige, und ungenießbare Früchte. Bloß die bisherige strenge Aufsicht seiner Eltern hatte ihn von Ausschweifungen abgehalten, ob ihn gleich sein lebhafter Geist oft genug dazu aufforderte: denn er war leichtsinnig, wollüstig, jachzornig, eigensinnig, und dem geschäftslosen Leben ergeben. Daher er denn auch keine Bedienung annahm, sondern seine schönen Talente lieber ungenützt verschlummern, oder verrauchen ließ.

Itzt nun, als er sein eigener Herr wurde, glaubte er, es sey ihm alles erlaubt,

wor-

wornach sein Temperament dürstete. Daher wurde denn bald sein Leben eine Kette von Ausschweifungen, und mancherley Arten von Thorheiten. Aus Liebe zu ihm hatten aber seine Verwandten noch nie etwas von seiner Lebensart geahndet: denn zwey Jahre lang unterhielt er ein Mädchen, ohne daß sie nur das geringste davon wußten.

So trieb er's fort bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr. Nunmehr aber riethen ihm seine Verwandten, sich eine Gemahlin auszusuchen. Er hörte den Vorschlag mit an, und — that es nicht. Man drang weiter in ihn — er hörte nicht weiter darauf. Endlich forderte man ihn mit äußerstem Ernst dazu auf, und er erklärte nicht nur seinen Widerwillen gegen die Heirath, sondern bat auch, man möchte deswegen nicht weiter in ihn dringen. Man erstaunte darüber, ließ ihm die äußerste Befremdung deswegen merken, und forschte nach den Ursachen dieser seiner Abneigung vor der Heirath. — Was konnt' er aber wohl für welche haben? keine andere, als solche, die in seiner übrigen Aufführung ihren Grund haben mußten. Man fieng also an, Verdacht zu schöpfen. Niemand

mand schien sich zwar um ihn zu bekümmern, aber desto eifriger bemühten sich doch in der Stille seine Verwandten, der Sache näher auf die Spur zu kommen.

Auch konnte das Geheimniß nunmehr nicht länger verborgen bleiben. Der Onkel und seine Gemahlin entdeckten den geheimen Liebeshandel, welchen ihr Neffe mit einer gewissen Mariane Helsing unterhielt. Ihre niedrige Geburt — denn sie war eines Tanzmeisters Tochter — ließ für den, von ihrer Schönheit geblendeten Grafen, noch nicht so viel fürchten, als ihr moralischer Charakter, und ihr Betragen. Sie war eine listige, abgeschliffene Buhlerin, in deren Schlingen schon mehrere junge Leute ihren Untergang gefunden hatten. Ganz Meisterin in der Kunst, durch verstellte Zärtlichkeiten zu verführen, gieng sie numehr, nachdem der Graf schon zwey Jahr in ihren Fesseln gelegen hatte, auf nichts geringeres, als auf eine Heirath mit ihm um.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Onkel und seine Gemahlin über diese Entdeckung erschracken. Sie setzten den Grafen darüber zur Rede, und gaben sich die

Miene,

Miene, ihm seine Aufführung zu verweisen. Aber gerade dies reizte ihn destomehr, seinen Verwandten in einem sehr entschlossenen Tone zu antworten, daß er in der That damit umgehe, Marianen Helsing zur Gemahlin zu nehmen. Der Onkel erstaunte — fragte noch einmal, ob er recht gehöret habe? — und gerieth endlich über den festen Ton, womit der Graf seinen Entschluß wiederholte, so sehr in Rage, daß er ihm unter den Worten:

„Mein Erbe kann der Mann eines solchen
„Weibes nicht seyn, und ich erkenne einen
„Menschen, von so niedriger Denkungs-
„art, und von so schwachem Herzen, als
„du bist, nicht mehr für meinen Neffen,

den Rücken zukehrte, und schnell das Zimmer verließ. —

Ungewohnt einer so erniedrigenden, und hitzigen Behandlung, wußte der junge Graf doch in der That kaum, wie ihm geschehen war. Er erröthete anfänglich, fing dann an zu zittern, — endlich zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl seines Herzens dem Onkel nach. — Er stammelte einige Entschuldigungen hervor, versuchte, sich zu recht-

ferti-

fertigen, aber der Alte gab ihm keine weitere Antwort, als den Befehl, sich zu entfernen, und nie wieder vor seinen, und seiner Gemalin Augen zu erscheinen.

Nichts ist wohl für ein Herz von Gefühl unerträglicher, als der Zorn derer, die wir lieben, und von welchen wir wieder geliebt werden. So erschütterte denn auch der ungewöhnlich rauhe Ton des alten Ahrenbergs, das Herz des jungen Grafen so sehr, daß seine Drohungen den heftigsten Eindruck auf ihn machten. Hingerissen von der Gewalt einer Empfindung, die er bisher noch nie erfahren hatte, sank er seinem Oheim zu Füßen, und war — fast ohne Bewußtseyn. Allerdings rührte auch dieser sein Zustand das Herz des gutmüthigen Alten, und seiner Gemahlin; aber hier glaubten sie doch, nicht zu frühzeitig sich bewegen lassen zu dürfen. Sie entfernten sich also, und überließen den Jüngling den Ausbrüchen seiner peinlichen Gefühle.

Doch — die zärtliche Empfindung, die sie hier an ihrem Neffen noch bemerkten machte ihnen Vergnügen, und bestärkte sie in dem Vorsatze, auf dem betretenen Wege fortzu-

gehen.

gehen. Sie sahen, daß sein Herz noch nicht ganz verdorben war, und daß er sie noch liebte. Durften sie dann wohl nicht hoffen, daß er sich noch in ihren Willen fügen würde? —

In der That war der bewußtlose Zustand des Grafen eine Art von Ohnmacht. Mit Entsetzen erwachte er daraus, als er sich nun von Oheim und Tante verlassen sah. Ein Strom von Thränen machte endlich seinem gepreßten Herzen Luft. Noch einmal glaubte er es wagen zu müssen, sich zu ihren Füssen zu werfen. Er suchte sie also auf, und rief ihnen zu:

„Ihre Verachtung zerreißet mein Herz!—
„Freundschaft und Liebe fesseln mich beyde
„mit ihrer Allgewalt; welchen von diesen
„grausamen Leidenschaften soll ich folgen?

Rühren mußte sein verzweifelnder Ton, und der wilde Anstand, womit er auftrat, allerdings das Herz seiner Verwandten. Liebreich faßte ihn also der Oheim bey der Hand, und sagte mit gelassenem Ausdruck zu ihm:

„Itzt laß uns, lieber Joseph! geh' auf
„dein Zimmer! erhole dich! denke über
„dein bisheriges Leben nach! erwäge die
„Pflich-

„Pflichten, die du deiner Familie zu lei„sten hast! wie nun dein Entschluß aus„fallen wird, darnach werden wir uns „achten, um — entweder dich wieder „für unsern Neffen zu erkennen, oder — „dich auf immer zu fliehen. —

Der junge Graf entfernte sich mit Thränen in Augen, und warf sich in seinem Zimmer voll der heftigsten Bewegungen, auf einen Sopha hin. — Itzt begann nun der hitzigste Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft in seinem Herzen. Lange wankte er zwischen der einen und der andern umher. Heftig bestritt die Liebe seine Vernunft; aber — ihr Sieg schien für diesmal doch verloren. Ahrenberg glaubte selbst, die Vernunft habe ihn davon getragen: denn er war am Ende fähig, sich hinzusetzen, und folgenden Brief an sein Mädchen zu schreiben:

Meine ewig theure Mariane!

„Wir sind verrathen. Meine Verwand„ten haben unsre Verbindung entdeckt. „Selbst meine Liebe zu Dir erlaubte mir „es nicht, ihnen etwas zu verheelen. Ich „gestand ihnen also ohne Erröthen all' un„sere Absichten. Aber ach! Mariane!

„wie

„wie heftig erzürnte ich sie dadurch! —
„und nun — soll ich dich verlassen —
„deiner auf immer entsagen. Außerdem
„verliere ich ihre Liebe, und — ihr Ver-
„mögen. Doch — das leztere würde
„mich weniger erschrecken, als das
„erstere: denn ich würde nicht Stärke
„genug haben, den Zorn meiner Verwand-
„ten zu ertragen. Sag mir selbst, Liebe!
„wie will ich ohne den Genuß ihrer Zärt-
„lichkeit, deren ich von Kindheit auf ge-
„wohnt bin, leben können? Ihre Absicht
„ist freylich keine andre, als mir eine Ge-
„mahlin, nach ihrem Willen auszusuchen.
„Aber werde ich ihnen wohl auch hierinn un-
„gehorsam seyn können? Nein! — ich muß
„— ich muß, dich verlassen, so hart, so
„grausam es auch mir und dir vorkom-
„men mag. — Doch — ich werde dich
„für meine Untreue entschädigen. Ein
„noch glänzenderes Glück für dich, sey
„künftig der Gegenstand meiner eifrigsten
„Bemühungen! und — so wahr Gott
„über mir lebt! — ich werde es ausfüh-
„ren. — O! Mariane! ich sehe dei-
„ne Hand zittern bey Lesung dieses Briefs.
„Was wirst du dulden bey diesen meinem

„grau-

„grausamen Entschlusse? — Doch —
„du bist ja sonst die Güte, und die Sanft-
„muth selbst. Beruhige denn also die
„Aufwallungen deines Herzens, und ant-
„worte mir ohne Vorwürfe! Ich würde
„sie eben so wenig, als deinen Zorn er-
„tragen können: denn — ungeachtet un-
„srer Trennung — werde ich doch nie
„aufhören zu seyn

Dein

dich ewig liebender

Ahrenberg.

Kaum hatt' er diesen Brief an Maria-
nen abgesendet, so war auch ihre Antwort
darauf schon da. Der Inhalt derselben that
dem Grafen völlig Genüge: denn sie meldete
ihm, daß sie bereit sey, seiner Ruhe alles
aufzuopfern — immerhin möge ihr Herz dar-
über brechen — alles wolle sie um seinetwil-
len dulden — selbst seine Liebe lege ihr Still-
schweigen darüber auf — u. s. w. —

„Welcher erhabne Zug von Edelmuth! —
dachte der Graf: denn unbekannt mit den
Ränken so schlauer Verführerinnen, als Ma-
riane war, sah' er nicht das erkünstelte ihrer
Großmuth. Noch wußte er nicht, daß wahre

Liebe

Liebe dergleichen Geschöpfen völlig fremd ist — daß nur Sinnlichkeit, und Eigennutz die Triebfedern ihrer Handlungen sind; — er bemerkte also auch die Schlinge nicht, die Mariane ihm hier von neuen legte.

Die kostbarsten Geschenke, die er ihr sogleich übersendete, dünkten ihm noch die geringste Belohnung für ihren Edelmuth zu seyn. Voller Freude über seinen Sieg eilte er zum Oheim, warf sich in seine Arme, und sagte mit Thränen in Augen:

„Hier! mein andrer Vater! gebe ich mei„ne ganze Glückseligkeit in Ihre Hände. „Ich bin bereit, Ihnen in allem zu gehor„chen. Unfähig ohne Ihre Liebe zu leben, „hab' ich Ihnen nun alles andre aufge„opfert. —

Freude und Liebe durchströmten die Herzen des alten Grafen und seiner Gemahlin über diese Erklärung. Sie schlossen den folgsamen Neffen in ihre Arme, überhäuften ihn mit Zärtlichkeiten, und der Oheim rieth ihm endlich, sich einige Wochen zu beruhigen, und seinem Herzen die vorige Freyheit wieder zu erwerben. — Er und seine Gemahlin wollten indessen an seinem Glücke arbeiten, um

ihm zu beweisen, daß ihre Liebe zu ihm ohne Grenzen sey. —

Alles Ernstes waren sie nun auch darauf bedacht, ihrem Neffen eine Gemahlin auszusuchen. Nur über den Gegenstand dazu konnten sie sich so bald noch nicht vereinigen. Ein ganz junges Frauenzimmer, glaubten sie, wäre nicht im Stande, einen Mann fest zu halten, der an ein herumschweifendes Leben gewohnt sey; — nur eine Frau von reiferem Verstande, von entschiedener Tugend würde daher ihren Absichten entsprechen. Nach manchen Berathschlagungen darüber fielen sie endlich auf eine gewisse Baronesse von Wandal, deren Vater geheimer Rath gewesen war. Wegen großer Vollkommenheiten des Körpers und der Seele stand dieses junge Frauenzimmer, in gleich ausgebreitetem Rufe. Weil aber ihre Eltern gestorben waren, so hatte sie sich in dasjenige Kloster wieder zurück gezogen, worinn sie erzogen worden war. Hier führte sie nun ein sehr eingezogenes Leben, welches ihr aber so gut gefiel, daß sie schon einige sehr annehmliche Partieen darüber ausgeschlagen hatte.

So nach war zwar ihre Hand noch frey, ein Umstand, welchen der alte Ahrenberg, und seine Gemahlin mit Vergnügen vernahmen; aber doch behagte ihnen ihr anscheinender Geschmack am ehelosen Leben nicht recht. Zu bewundern war es auch allerdings, daß ein junges Frauenzimmer von so vielen Vorzügen, von so viel Anspruch auf Glanz und Verehrung der Welt, sich zu einer immerwährenden Einsamkeit bestimmt haben sollte. Jedoch — einen Versuch zu wagen, glaubte man sich, und ihr schuldig zu seyn.

Eine Freundin vom Ahrenbergischen Hause, welche der Baronesse sonst nicht sehr bekannt war, übernahm das Geschäft, für den jungen Grafen eine Anfrage bey ihr zu thun. Kaum aber hatte diese Dame von Heirathen mit ihr zu reden angefangen, so unterbrach sie die Baronesse, und bat sie auf das dringendste, sie mit dergleichen Anträgen zu verschonen.

„Ich heirathe wenigstens zur Zeit noch „nicht,

sezte sie hinzu,

„aber, wenn Sie, wie Sie sagen, ein „Frauenzimmer von Verdiensten für Ih-

„ren jungen Freund suchen, so erlauben
„Sie mir, Ihnen eine Freundin von mir,
„dazu in Vorschlag zu bringen, die in
„meinem Alter ist, und ebenfalls hier im
„Kloster wohnt!

Die anwerbende Dame war es zufrieden. Man ließ das Frauenzimmer kommen, entdeckte ihr, was man mit ihr vorhabe, und sie gefiel der Ahrenbergischen Abgesandtin so sehr, daß diese die Sache sogleich zu Stande gebracht haben würde, wenn es auf sie allein angekommen wäre.

„Der junge Ahrenberg wird sich Glück
„wünschen,

sagte sie,

„an Ihnen eine Gattin zu finden, welche
„dem Ideal der Vollkommenheit so ganz
„entspricht. —

„Wie? — Ahrenberg?

rief hier die Baronesse, und erblaßte. — Man sahe sie fast ohne Bewußtseyn hinsinken, und die beyden andern Frauenzimmer waren voll Schrecken und Erstaunen darüber. —

Nach einigen Minuten kam sie zwar wieder zu sich, aber den Augenblick verließ sie

auch

auch das Zimmer, und stürzte, im Ausbruch der heftigsten Bewegungen, in ein andres.

„Gott! was fehlt dir?

rief ihr jene Freundin nach, die ihr gefolgt war,

„was ist dir so plötzlich zugestoßen?

„Ach! nun bin ich ganz verlohren,

antwortete die Baronesse, unter Vergießung eines Stromes von Thränen,

„wer hätte das wohl gedacht? —

Die junge Freundin drang in sie, sich deutlicher zu erklären, und nun gestand ihr die Baronesse das ganze Geheimniß.

„Ach! dieser Graf Ahrenberg,

sagte sie,

„herrscht schon seit Jahren in meinem Her-
„zen. Aus Liebe zu ihm, schlug ich alle
„andre Partien aus. Man nannte mir
„ihn itzt nicht, als die Dame von Hei-
„rathen mit mir sprach, und deswegen
„brachte ich dich für ihn in Vorschlag.
„O, Gott! daß ich nun mein Wort nicht
„zurück nehmen kann! —

„Sey ruhig!

antwortete jene,

„der Graf ist dein. Ich mache keine An-
„sprüche weiter an ihn.

 Darauf

Darauf nahm sie die Baronesse wieder mit in das vorige Zimmer, entdeckte der Abgesandtin, was vorgefallen war, und diese erhielt nun von der Baronesse die stärksten Beweise von ihrer Bereitwilligkeit, die Hand des jungen Grafen anzunehmen.

Niemand war froher über diesen glücklichen Zufall, als der alte Ahrenberg und seine Gemahlin. Man eilte, dem Neffen sogleich Nachricht davon zu geben, und entdeckte ihm, wie sehr das junge Frauenzimmer, das man zu seiner Gattin bestimmt habe, schon zum voraus für ihn eingenommen sey. Der junge Graf freute sich zwar nicht weniger darüber, jedoch nicht wie ein Mann, der Liebe um Liebe giebt, sondern weil er hoffte, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, desto geduldiger seine Verirrungen übersehen würde.

Nunmehr stellte man die beyden jungen Leute einander vor. Die Baronesse stand eben in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre. Sonst hatte sie zwar der Graf schon von Person gekannt; aber nie hatt' er doch noch auf ihre Reitze so genau Achtung gegeben. Itzt bezauberte ihn nun ihre Schönheit eben so sehr, als ihn ihr Verstand entzückte. Sie

war

war von mittler Größe, und überaus regelmäßig gebaut. Ein schönes braunes Haar, große himmelblaue Augen, eine höchst interessante Bildung, und ein Schneegefilde, das ihr Antlitz, ihren Hals, und ihren Busen überzog; dies alles verherrlichte noch ihr sanftes, hinreißendes Betragen, ihre reine sonore Stimme, ihr edler Ausdruck, und ihr Herz, in welchem sich eine Menge von Tugenden vereinigten, wie man sie selten beysammen findet.

Bald wurde der Graf in Leonoren, so hieß die Baronesse, so heftig verliebt, daß er gar keinen andern Gedanken mehr hatte, als den, an sie, und an ihre Reize. Er selbst beschleunigte die Verbindung, und sie wurde so bald vollzogen, als sichs nur immer thun ließ. Mit dem wärmsten Gefühl der Zärtlichkeit warf er sich in ihre Arme. Mit jedem neuen Tage glaubte er auch neue Vollkommenheiten in ihr zu erblicken. Mit jeder Minute wuchs seine Hochachtung, und seine Liebe für sie; und so viel Anziehendes hatte ihr Umgang für ihn, daß er sich bald keinen Augenblick mehr von ihr trennen konnte. An seine vorige Geliebte dachte er dann

um so weniger mehr, je grösser das Vergnügen war, das er itzt in Erfüllung der Pflichten gegen seine Gattin fand.

In dieser Lage verstrich das erste Jahr ihrer Ehe. Nie lebten dem Anschein nach, so süß verbundene, in schönerer Eintracht. Ein Sohn, den Leonore ihrem Gatten schenkte, schien der Glückseligkeit der ganzen Familie, die Krone aufzusetzen. Der Oheim und seine Gemahlin baten sich dieses Kind von seinen Eltern, ganz besonders aus. Sie ließen es unter ihren Augen erziehen, betrachteten es als ihr theurestes Kleinod, und hofften, daß ihr Neffe bald noch mehrere Erben bekommen werde, an welchen auch er dann seine väterlichen Pflichten zu erfüllen Gelegenheit und Beruf hätte.

Allein, wer hätte wohl vermuthen sollen, daß gerade dieser Beweis der Zärtlichkeit, welchen Oheim und Tante ihrem Neffen gaben, die so schöne Familien-Ruhe hätte zerstören, und die Glückseligkeit des jungen Ehepaares wieder hätte zerrütten können? und siehe, dies geschah leider nur allzu bald. Die erste Veranlassung dazu war der Umstand, daß Mariane des jungen Grafen ehe-

malige

malige Geliebte, sich wieder in sein Herz einzuschleichen suchte. Lange schon hatte sie ihn vergeblich zu sprechen gesuchet. Einmal aber sahe sie ihn allein in die französische Komödie fahren. Auch sie war eben im Begriff, ein gleiches zu thun. Mit allem, was die Kunst zu Ausstutzung weiblicher Reize vermag, ausgeschmückt, eilte sie, ihm auf dem Fuße nachzufolgen. Sie trat gleich mit in die Loge, worinn sich der Graf befand, und — überraschte ihn dadurch auf eine ihm höchst angenehme Weise; denn, die Wahrheit zu sagen, hatt' auch er sich lange darnach gesehnet, sie — wenigstens nur einmal noch wieder zu sehen.

Weit davon entfernt, ihn mit Vorwürfen wegen seiner Untreue zu quälen, fuhr sie vielmehr noch fort, die Großmüthige gegen ihn zu spielen. Jedoch bewies sie ihm auch dabey die äußerste Zärtlichkeit, und durch dieses Mittel gelang es ihr völlig, die Gefühle seiner ehemaligen Liebe zu ihm, in seinem Herzen wieder zu beleben. Während der Vorstellung unterhielt er sich aufs zärtlichste mit ihr, und als er nach Hause fuhr, nahm er sie mit in seinem Wagen, um sie

bis an ihre Wohnung zu bringen. Hier war er nun einmal — sie nöthigte ihn, auszu- steigen; — er war schwach genug, dies zu thun; — allein befanden sie sich beyde auf ihrem Zimmer — Mariane verstand sich dar- auf, die Begierden zu entflammen, — kurz, er vergaß in ihren Armen seine eheliche Treue gegen seine Gemahlin, und — fiel auf im- mer wieder in die Schlingen jener Buhlerin, die so leicht den Sieg über seine Tugend da- von trug.

Itzt brauchte nun der Graf den Haß sei- ner Verwandten nicht mehr zu fürchten. Noch weniger schreckte ihn ihre Enterbung: denn sein Kind war ihm Bürge dafür, daß es nicht geschahe. Sein alter Hang zur Aus- schweifung vereinigte sich also mit seinem Leichtsinn, sich völlig wieder in den Strudel jener wollüstigen Lebensart zu werfen, wor- aus ihn selbst die fortdaurende Zärtlichkeit seiner Gemahlin nicht zu retten vermochte.

Lange konnte Leonoren die traurige Ent- deckung ihres Unglücks nicht verborgen blei- ben. Die ungewöhnliche Kälte ihres Ge- mahls, seine öftere Abwesenheit, seine zer- streute Miene, wenn er zurück kam; alles

dies beunruhigte sie, und bestärkte sie in dem Verdachte seiner Untreue. Endlich theilte sie ihren Kummer einer Freundin mit, die ihr ganzes Vertrauen besaß, und suchte bey dieser — Trost und Beruhigung.

Da diese Freundin eine Hauptrolle in gegenwärtiger Geschichte spielt, so müssen wir sie doch dem Leser genauer bekannt machen. Antonie von Lettau war ihr Name. Sie stammte von gutem Hause. Weil sie aber wenig Vermögen, und viel Delikatesse in Absicht auf die Mannspersonen besaß, so war sie unverheirathet geblieben. Durch ein edles Herz, und einen weit umfassenden Verstand erwarb sie sich erst die engste Freundschaft der Mutter unsrer jungen Gräfin. Bis an den Tod dieser Dame lebte sie an ihrer Seite. Leonoren sah sie gebohren werden, und unter ihren Augen aufwachsen. Nach dem Tode ihrer Mutter folgte sie ihr wieder ins Kloster, und versprach ihr dieselbe Freundschaft und Anhänglichkeit, die sie ihrer Mutter bewiesen hatte. Auch bey Leonorens Verheirathung blieb ihre gegenseitige Verbindung die vorige. Mit Bewilligung des Grafen zog Antonie mit ihrer Freundin in sein

Haus, und lebte an ihrer Seite ununterbrochen fort. Itzt stand sie in ihrem vierzigsten Jahre, und die junge Gräfin verehrte sie mit eben so viel kindlicher Ehrfurcht, als beyde in schwesterlicher Vertraulichkeit mit einander zu leben gewohnt waren. —

„Ach! meine Antonie!

sagte die Gräfin zu ihr, als sie die Aufführung ihres Gemahls bereits zu argwohnen begann,

„mein Unglück ist am Tage. Alle Stun-
„den wird der Graf kälter gegen mich.
„Wie bald wird er mich ganz verlassen!
„und — wie werde ich dann mein Elend
„ertragen können?

Sie badete ihr Gesicht in Thränen, und konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Auch Antonie hatte schon die Veränderung des Grafen wahrgenommen.

„Fassen Sie nur Muth, liebste Freundin!

so suchte sie jedoch Leonoren zu trösten,

„haben Sie Geduld, und mäßigen sie ih-
„re allzuheftige Empfindlichkeit! Ihr Ge-
„mahl hat alle Ursache, Sie hochzuschä-
„tzen, und diese Achtung wird ihn bald
„wieder in Ihre Arme zurück bringen.

Durch

Durch diese und mehrere Gründe suchte sie die unglückliche Gräfin auf den Schlag vorzubereiten, der ihr schon von weitem drohte: denn ein halb Jahr darauf sahe sie sich gänzlich von ihrem Gemahl verlassen. Nur sehr selten besuchte er sie noch. Aber auch dieses that er blos in der Absicht, um den Onkel und seine Gemahlin bey Gutem zu erhalten, oder vielmehr — sie zu berücken: denn auf Anrathen Antoniens verschwieg ihnen Leonore ihr Unglück, und die Ausschweifungen ihres Gemals völlig.

Ein Unmensch hätte Graf Joseph seyn müssen, wenn ihn dieser Zug der ungemeinen Zärtlichkeit seiner Gemahlin, nicht zur äußersten Bewunderung ihrer Seelengröße hätte hinreißen sollen. Er fühlte es wirklich, und dankte ihr sogar dafür. Mehreremale versicherte er sie, daß nur dies allein das Mittel wäre, sein Herz zu gewinnen. — Und nur diese Hoffnung, und die wiederholte Versicherung ihrer Freundin, daß Geduld und Sanftmuth die einzigen Mittel wären, sie zu retten, hielt Leonoren noch aufrecht, und verhinderte sie, sich auch nur den geringsten Zug von Unmuth gegen den Grafen merken

zu lassen: denn dadurch befürchtete sie, ihn auf immer von sich zu entfernen.

Inzwischen gieng die vortreffliche Gräfin fast mit niemanden weiter um, als mit dem Oheim, und seiner Gemählin, und dazu brauchte sie, das Verlangen öfters ihren Sohn zu sehen, zum Vorwande. In der That aber hielt sie sich aus Melancholie lieber in der Einsamkeit, und im Zirkel der Familie auf. Beliebte es ihrem Gemahl, ihr irgend eine falsche Schmeicheley zu sagen, oder ihr etwa ein Geschenk zu machen, so wußte er es gewiß allezeit so einzurichten, daß dieses bey seinem Oheim geschah: denn hierdurch suchte er die Alten zu bethören, Leonoren aber von Zeit zu Zeit immer bey Gutem zu erhalten.

Auf diese Weise duldete nun die unglückliche Gräfin ihre Leiden ganzer zwey Jahre über, mit der bewundernswürdigsten Standhaftigkeit, und, — durch den fortdauernden Trost ihrer Freundin Antonie unterstützt, hoffte sie von einer Zeit zur andern auf die Besserung ihres Gemahls. Jedoch vergebens. Der Graf wurde zu fest von seiner Buhlerin, in ihren Stricken gehalten, als

als daß er, ohne gewaltsame Mittel, sich von ihrer tyrannischen Herrschaft hätte befreyen können.

Aber nunmehr blieb auch Leonore nicht länger mehr Meisterin ihrer selbst. Die immer größer werdende Gleichgültigkeit, und Verachtung, womit sie sich von ihrem Gemahl behandelt sah, stumpfte gewissermaßen, all' ihre Zärtlichkeit ab, und dann — mußte natürlicher Weise auch all' ihr bisheriger Muth dahin stürzen. Bald sank sie bis zur Verzweiflung herab. Kaum wußte sie sich mehr zu mäßigen, und ihre Thränen vor den Augen ihrer Verwandten zu verbergen.

Antonie war in tausend Aengsten darüber. Sie litt selbst mit ihrer Freundin, und wußte keine Trostgründe mehr für sie: denn auch sie fing nach gerade an, an der Rückkehr des verblendeten Grafen gänzlich zu verzweifeln.

Bisher hatte Antonie noch nicht die schlechteste Meynung von des Grafen Charakter gehabt. Blos für leichtsinnig, und für wollüstig hielt sie ihn. Noch hatte sie ihm Verstand, und einen gewissen Grad von Edelmuth zugetrauet. Aber itzt, glaubte sie

selbst,

selbst, sich in seinem Charakter geirret zu haben. Denn eine so lange anhaltende Gleichgültigkeit gegen ein Weib von Leonorens Vollkommenheiten, schien ihr einen Mann ohne Geist und Herz zu verrathen. Da sie nun hieraus den sehr natürlichen Schluß machte, daß ihre Freundin mit diesem Manne nimmermehr wieder glücklich werden könne, so begann sie allmählig auf andre Mittel zu denken, Leonoren die Ruhe der Seele wieder zu schaffen, die ihr dieser gefühllose Mann so unbarmherzig geraubt hatte. —

Inzwischen besuchte die junge Gräfin einsmals eine ihrer alten vetrautesten Freundinnen, die Hofkammerräthin von Lichtenberg. Unsre Leser werden sich noch des jungen Frauenzimmers erinnern, welches Leonore im Kloster anfänglich der Ahrenbergischen Abgesandtin, zur Gemahlin für den Grafen verschlug, das aber von selbst wieder zurück trat, als diese ihre eigene Liebe zu ihm verrieth. — Diese junge Dame war seit einigen Jahren ebenfalls, und zwar an den Hofkammerrath von Lichtenberg verheirathet, und sie und Leonore hatten seitdem ihre vorige Freundschaft fortgesetzt.

Noch hatte bisher die Gräfin auch dieser ihrer Freundin die Leiden zwar verheelt, worunter sie schmachtete. Itzt aber, in einem der Augenblicke, wo das Herz voll ist, und die Vernunft der Leidenschaft unterliegt — itzt hatte sich eine schwere Wolke der Traurigkeit über ihr Antlitz verbreitet. Die Hofkammeräthin welche dies leicht bemerkte, fragte sie darum, und versicherte sie ihrer wärmsten Theilnahme. Noch hatte Antoniens Gegenwart, der Gräfin immer die Zunge gebunden. Itzt befand sich aber jene gerade nicht zugegen, und da ließ denn diese ihren Thränen freyen Lauf, und schüttete das Geheimniß ihrer Leiden in den Schoos ihrer Freundin aus.

„Und das hast du so lange — und so ru„hig und geduldig mit ansehen können?

versezte die Hofkammeräthin, die, wie viele junge Damen, etwas leichtsinnig und unerfahren war.

„O! da hätte ich mir schon anders hel„fen wollen.

„Und wie?

fragte Leonore,

„Gleiches mit Gleichem hätte ich ihm ver„golten.

versezte diese,

„Und — wahrhaftig, das thät ich auch
„noch. Ich wette drauf, dann wird ihn
„die Eifersucht bald wieder zur Vernunft
„zurückbringen.

Kurz, sie gab der Gräfin Rathschläge, die mit den Pflichten einer Gattin nicht bestehen konnten.

Diese hingegen — befand sich kaum wieder bey Antonien, als sie derselben ihr ganzes Gespräch mit der Hofkammerräthin erzählte.

„Und gewiß! ich will ihm auch folgen,

sezte sie hinzu,

„ich werde mich stellen, als ob ich meine
„Liebe einem andern Gegenstande zuge-
„wandt hätte. Auf alle Fälle werde ich
„dadurch die Eifersucht meines Gemahls
„erregen, und auf diesem Wege kann mir
„es nicht fehl schlagen, seine Zärtlichkeit
„wieder zu erlangen, ohne welche ich —
„unmöglich länger leben kann.

Antonie hörte mit Verwunderung zu, und — in einem sanften, aber gesetzten Tone antwortete sie dann ihrer Freundin:

„Nein! liebste Gräfin! — das muß ich
„Ihnen schlechterdings widerrathen. Mö-

„gen Sie doch — wenn es ja seyn muß
„— das Herz ihres Gemahls verlieren!
„— wenigstens seine Hochachtung müssen
„Sie auf alle Fälle zu erhalten suchen.
„Hätten Sie beydes verloren — was soll-
„te dann noch aus Ihnen werden? wäre
„nicht hernach alle Hoffnung zu seiner
„Rückkehr auf immer für Sie dahin? und
„welch' ein Gefolge von Elend, das sie
„durchaus treffen muß — sehe ich dann
„nicht voraus? —

„Aber beste Antonie!

erwiederte die Gräfin,

„Sie verstehen mich doch? will ich denn
„der Tugend entsagen? ich will mich ja
„nur so stellen, als ob ich meinem Gemahl
„gleiches mit gleichem zu vergelten suchte.
„Verflucht wäre der Gedanke, es wirklich
„zu thun! —

O! meine Freundin!

sagte aber Antonie wieder darauf,

„Sie kennen das menschliche Herz noch
„nicht, wenn Sie auch die Annehmung
„dieses Scheins von Untreue, nicht für
„höchst gefährlich halten. Bey Gott! —
„meine Theureste! — wem es gelingt,
„das Laster vollkommen nachzuahmen,

„der ist auch fähig, es wirklich zu bege-
„hen. Entweder man ist ganz lasterhaft,
„oder ganz tugendhaft. Ein drittes giebts
„schlechterdings nicht. Und das leztere
„muß man auch auf Unkosten seines Her-
„zens seyn.

Hier brach die unglückliche Gräfin in Thränen aus.

„Ha! wie grausam Sie sind!

rief sie aus,

„es ist klar, daß Sie die Liebe nicht ken-
„nen. Ach Gott! könnten Sie in mein
„Herz sehen — lägen Ihnen die Zerrüt-
„tungen desselben alle so klar vor Augen,
„als ich sie fühle, Sie würden Ihre stren-
„ge Moral in Mitleid verwandeln. —

„Lassen Sie mich ganz ausreden, mei-
„ne Freundin!

fiel die redliche Antonie hier wieder ein

„Ihr Herz liegt offen genug vor mir da.
„Ich seh' es wohl leiden, und unter einer
„schmerzhaften Krankheit seufzen. Aber
„wie leicht könnte es Gift statt der Arze-
„ney nehmen! ich reiche ihnen Mittel, die
„zwar bitter und herbe sind; die aber doch
„eine heilsame Kraft haben: Nur Ihre
„Tugend, Ihr guter Name muß nicht da-

„bey in Gefahr kommen. — Wollen
„Sie meinen Rath hören, so ist es die-
„ser: Die allzu große Zärtlichkeit, die
„Sie Ihrem Gemahl bisher bewiesen ha-
„ben, scheint Ihrer Sache mehr schäd-
„lich, als nützlich zu seyn. Stellen Sie
„sich vor der Hand blos gleichgültig ge-
„gen ihn! Schlummert dann nur noch ein
„Funke von Liebe zu Ihnen in seinem
„Herzen, so wird er Ihre Kälte gewiß
„nicht ertragen können. Und dies wird
„ihn zwingen, seine Lebensart zu ändern,
„und sich ganz wieder in Ihre Arme zu
„werfen. Gelingt uns dieser Anschlag
„nicht, so ist ein Mann, wie er, Ihrer
„gar nicht mehr werth, und es verlohnt
„sich nicht der Mühe, sich länger um sein
„Herz zu bewerben. Auch wird es Ihnen
„dann gewiß nicht schwer fallen, einen
„Mann zu verachten, der alle mögliche
„Verachtung verdienet.

„O! meine Freundin!

sprach die Gräfin hierauf, indem sie Anto-
nien um den Hals fiel,

„Sie können alles mit mir machen! Gut!
„ich folge Ihrem Rathe. Meine Kräfte
„sind freylich zu schwach, ich weiß mich

„nicht standhaft in meiner grausamen La-
„ge zu erhalten. Wie leicht, kann ich
„auf Irrwege gerathen!
„Ach! so seyn Sie denn meine weise,
„meine tugendhafte Führerin!

Leicht konnte Antonie zwar ihrer Freundin diesen Rath geben; aber desto schwerer war die Ausführung desselben. Leonore gab sich Mühe, gleichgültig gegen einen Gemahl zu scheinen, den sie doch aus voller Seele liebte; und eben dadurch verrieth sie ihm die größte Zärtlichkeit. Der Graf bemerkte es bald; aber er that weiter nichts, als daß er darüber scherzte. Im übrigen blieb er auf seinem alten Wege, und — brachte seine Gemahlin dadurch fast zur Verzweiflung.

Um diese Zeit war es, als die Hofkammerräthin, eines Tages unsre unglückliche Gräfin besuchte. Ihr Bruder, ein junger, wohlgebildeter Cavalier, der eben erst von Reisen zurückgekommen war, begleitete sie. Bald kam das Gespräch auf die traurige Lage, worinne sich Leonore mit ihrem Gemahl befand. Antonie war eben nicht zugegen, und der junge Cavalier gelobte Verschwiegenheit an. Die Gräfin schüttete noch einmal

ihr ganzes Herz gegen ihre Freundin aus. Diese hingegen verwies es ihr, daß sie ihren Rath nicht befolget habe, und drang darauf, daß sie es noch thun solle.

Eben zeigte sich eine günstige Gelegenheit dazu, und — in Antoniens Abwesenheit, bewog die Hofkammeräthin ihre Freundin leicht dazu, daß sie ihren Rath auf der Stelle befolgte. Ein Wagen fuhr zum Thor herein. Es war der Graf. Man vermuthete, daß er auftreten würde, wenn er erführe, daß seine Gemahlin Gäste habe.

„Jtzt, Leonore! ist es Zeit,

sagte die Hofkammeräthin,

„deinen Gemahl zu prüfen. Nutze die Ge„legenheit! ich will hier in dein Cabi„net treten, um deine Bücher durch„zusehen. Bleib mit meinem Bruder al„lein! und — da ich gleich in der Nähe „bin, so kann deine Ehre nicht darunter „leiden.

Dies geschah unverzüglich. Der Graf trat herein, und — fand seine Gemahlin allein mit einem jungen Menschen, den er nicht kannte. — Aber weit entfernt, darüber aufgebracht zu seyn, lächelte er vielmehr da-

zu, und sagte der Gräfin, es sey ihm sehr angenehm, sie in Gesellschaft eines so liebenswürdigen jungen Herrn zu finden. —

„Recht so, Madam!

sezte er hinzu,

„machen Sie sich immer Zerstreuungen!
„Schon längst wünscht' ich Ihnen Ge-
„schmack an der Mode — sie allein ver-
„süßet uns das Leben.

Aber er stach mit diesen Worten einen tödtlichen Dolch in das Herz des unglücklichen Weibes. Sie brach in bittre Thränen aus, sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl hin, und rief im Tone der äußersten Verzweiflung:

„Ach großer Gott! nun bin ich ganz ver-
„loren. — Es ist aus mit uns — er
„liebt mich nicht mehr! — o! mußte ich
„das noch an Ihnen erleben, grausamer
„Gemahl? —

Nicht wenig erschrack doch der fühllose Mann über diesen bejammernswürdigen Zustand seiner Gemahlin, und — beynahe hätte derselbe sein Herz für sie erweichet. Aber weil auf Leonorens Geschrey die Hofkammeräthin sogleich aus dem Cabinet hervor trat, und Antonie in eben der Minute herzu kam, so gewann

wann er dadurch Zeit, sich zu erholen, und den Thränen seiner Gemahlin zu widerstehen. Sehr leicht fiel es ihm nun auch, zu errathen, daß man ihn nur habe auf die Probe stellen wollen, und diese Entdeckung verhärtete sein Herz eben so bald wieder, als Leonorens Leiden es vorher gerührt hatten. Doch fühlte er sich nicht stark genug gegen die Vorwürfe, die man ihm zu machen begann, und — er verließ das Zimmer unter der Aeußerung, daß ihm Weiber in Thränen unausstehlich wären. —

Sonach war also der wohlgemeinte Rathschlag der Hofkammerräthin völlig mißlungen. Sie befürchtete noch obendrein Vorwürfe von der Gräfin, und von Antonien. Drum hielt sie es vor der Hand für's beste, sich mit ihrem Bruder ohne Anstand wieder zu entfernen. — Der Graf aber eilte zu seiner Geliebten, und begab sich den Tag darauf aufs Land, wo er einige Wochen zu bleiben gedachte.

Itzt glaubte nun Leonore alle mögliche Hoffnung zur Rückkehr und Besserung ihres Gemahls aufgeben zu müssen. Sie begann also zu Ausführung eines Plans zu verschreiten,

ten, mit welchem sie sich schon seit einiger Zeit beschäftiget hatte, und — ihr erstes war, sich um Antoniens Hülfe dabey zu bewerben.

„Nun ist es klar,

sprach sie zu ihr,

„daß ich auf immer meines Mannes Herz
„verloren habe. Itzt kann ich aber seine
„Geringschätzung eben so wenig län-
„ger ertragen, als seine Gegenwart. Die
„letzte würde all' meine Liebe zu ihm vol-
„lends ertödten. Nichts bleibt mir also
„übrig, als mich auf immer von ihm
„zu entfernen. — Das ist nun auch
„mein fester Vorsatz, gute Antonie! aber
„ich brauche dazu Ihren Beystand. —

„Und wie?

fragte Antonie,

„haben Sie schon einen Plan gemacht?

Gr. Ja! — Verzicht muß ich nun einmal
„auf dies thun, was mich allein glück-
„lich machen könnte, — was soll mir
„dann noch das übrige? — ich will mein
„Herz Gott weihen, und — im Kloster
„meine Freystadt suchen. Die Eidschwü-
„re, die ich dort ablege, werden mir al-
„lein meine Ruhe wieder schenken.

A. Haben Sie schon ein Kloster gewählt?

Gr.

Gr. Ja! Sie wissen, die Tante meines Ge-
„mahls ist Aebtißin im Kloster der Bri-
„gittinerinnen zu Dornbach. Sie kennet
„mich nicht, und bey ihr will ich mich ein-
„kleiden lassen: denn dort wird man mich
„am wenigsten vermuthen. Wollen Sie
„mir dazu behülflich seyn? —

Antonie versprach ihr ihren Beystand: denn sie begriff nun wohl, daß ihr Widerspruch die Gräfin nur noch fester in ihrem Vorsatze bestärken würde. Beyher hoffte sie aber doch noch, daß ein so außerordentliches Vorhaben das Herz des Grafen mehr, als alles andre erschüttern, und — ihn vielleicht wieder auf den Pfad seiner Pflichten zurückführen würde: denn daß er zu seiner Zeit Nachricht davon erhalten solle, dafür beschloß sie zu sorgen. So nach hütete sie sich wohl, der Gräfin davon abzurathen. Vielmehr suchte sie die Ausführung dieses Plans möglichst zu beschleunigen, um — je eher je lieber die Ruhe ihrer Freundin wieder herzustellen.

Nachdem nun die nöthige Verabredung zwischen ihnen getroffen war, begab sich Antonie unter einem angenommenen Namen, in das

das besagte Kloster zu Dornbach. Hier trug sie nun der Aebtißin die Sache unter folgender Einkleidung vor. Sie gab nämlich die Gräfin für die Tochter einer ihrer Pächter aus. Das Mädchen — setzte sie hinzu — wäre ohne Eltern, und sie selbst habe sie — freylich ein wenig zu zärtlich erzogen: denn sie wäre an keine schwere Arbeit gewöhnt worden. Man möchte sie also — dies sey ihre inständigste Bitte — von dem Noviziat und den damit verbundenen schweren Arbeiten, verschonen; — das Kloster solle jedoch nichts dabey einbüßen — man würde es auf andre Weise entschädigen, u. s. w.

Antonie wußte sich der Aebtißin so vorzustellen, daß sie sich bald die Hochachtung und Freundschaft dieser Dame erwarb. Um ihrentwillen willigte sie also gern in die verlangte Dispensation, und so wurde denn die Gräfin, unter dem Namen, welchen ihr Antonie beygelet hatte, gehörig angenommen.

Bald darauf folgte sie wirklich selbst nach. Antonie empfing sie in einem bestimmten Hause der Vorstadt. Hier verwechselte die Gräfin ihre Kleider mit einer ländlichen Tracht, und so erschien sie denn vor der Aebtißin.

tißin. Mit einer Art von Erstaunen betrachtete diese Dame unsere reizende Bäurin: denn trotz ihrer Verkleidung entgieng ihre glänzende Schönheit doch dem schärferen Auge des Kenners nicht. Auf den ersten Anblick flößte sie der Aebtißin eine gewisse Ehrfurcht für sich ein, die zugleich ihre ganze Seele an sie fesselte.

Inzwischen kam auch der junge Graf drey Tage nach der Abreise seiner Gemahlin wieder nach München zurück. Anfänglich war dem Oheim, und seiner Gattin die Reise ihrer Nichte desto befremdender vorgekommen, weil sie noch nie so lange außer der Stadt geblieben war, und wirklich waren sie deswegen nicht ohne Unruhe. Da sie aber hernach überlegten, daß Antonie einige Tage vorher, und — wie diese vorgegeben hatte — auf das Land zu einem ihrer Verwandten gereist war, so vermutheten sie nichts gewisser, als die Gräfin wäre ihr zur Gesellschaft nachgefolget, ob sie gleich nicht begreifen konnten, warum diese aus ihrem einstweiligen Aufenthalte ein Geheimniß machte.

Itzt hofften sie nun beyde zugleich bald wieder zurückkommen zu sehen. Aber —

wie

wie groß war ihr Erstaunen, als ihr Neffe in dem Zimmer seiner Gemahlin folgenden Brief von ihr fand:

„Mein ewig theurer Gemahl!

„Der große Schritt, Ihrer auf immer „zu entsagen, ist geschehen, indem Sie die„ses lesen. Menschliche Kräfte vermochten „es nicht, die Leiden länger auszuhalten, „welche die Vorsehung über mich zu verhän„gen, für gut fand. Meine Ruhe wieder „zu finden, verlasse ich Sie — das Liebste, „was diese Welt für mich hatte. Ach! mein „Gemahl! wie sauer wird mir dieser Schritt! „und doch — doch muß ich ihn thun. — Sie „selbst fordern mich dazu auf. Sie haben „mir Ihr Herz auf immer entwandt; und „ohne dessen Besitz wäre mir Ihr Anblick — „Tod und Verzweiflung. Ich klage nicht: „denn wer kann mir helfen, als Gott? — „Auch will ich Ihnen keine Vorwürfe ma„chen: denn welcher Mensch kann wohl über „seine Neigungen gebieten? — aber weinen „will ich — so lang meine Augen noch Thrä„nen halten können, — über den Verlust ei„nes Guts, das ich mit meiner Seligkeit

„erkau-

„erkaufet haben würde. — Doch genug
„für mein armes gebeugtes Herz! — ich
„gehe von hinnen, um mich dem Dienste des
„Allerheiligsten in einem Kloster zu wid-
„men. Bitten Sie Gott, und die Heilige
„Jungfrau um ihren Segen zu meinem Vor-
„haben? — Leben Sie wohl! — wenn's
„seyn kann, vergessen Sie mich: denn mein
„Andenken würde Sie vielleicht manchmal in
„Ihren Freuden stören. Ich liebe Sie zu
„sehr, um Sie nicht gern vollkommen glück-
„lich zu wissen. Geben Sie unserm Sohne
„den Abschiedskuß, den ich ihm versagen
„mußte! Vielleicht kann ich ihn einst mit ru-
„higerem Herzen wieder umarmen. Unsern
„verehrungswürdigen Verwandten bringen
„Sie dieses letzte Lebewohl! Ich lasse Ihnen
„nochmals für alle die überschwengliche Lie-
„be danken, die sie mir erwiesen haben. —
„Ach! mein Gemahl! — mein Herz bricht
„mir — ich höre das schreckliche Mahnen
„der Scheidungsstunde, und — ich muß
„eilen, wenn mich die Erinnerung an die
„seligen Stunden unsrer Liebe nicht noch in
„der letzten Minute wankend machen soll.
„Noch einmal — leben Sie wohl! — Ach!

„—ich

„— ich werde Sie nie wieder sehen, als jen-
„seit des Grabes. Vergessen Sie

Ihre

unglückliche
Leonore.

Nie fühlt man den Werth eines Guts mehr, als wenn man in Gefahr siehet, es zu verlieren, und — glaubt man es ganz verloren, wie bald verleitet uns dann nicht die Verzweiflung zu Handlungen, die der vorsichtige Beobachter seiner selbst wohl schwerlich unternommen haben würde. So gieng es auch unserm Grafen, als er den Abschiedsbrief seiner Gemahlin gelesen hatte. Mit voller Seele fühlte er seinen Verlust, und in eine Art von Betäubung riß ihn anfänglich dieser Schlag hin. Ein inniger tiefer Schmerz fing ihn an zu foltern, als er wieder zu sich selber kam, und seinen Verlust überdachte:

„Gott! was hab' ich verloren?

rief er bey sich aus,

„wo war wohl so viel Schönheit, Reiz
„und Anmuth, als bey Leonoren? —
„wer besaß wohl einen lebhafteren und
„gesetzteren Muth? welche Sanftmuth,
„welche Milde wohnte in ihr? — O!
„warum hab' ich dieses Weib schnöde be-
„handeln

„handeln können? und — welcher Teufel
„gab mir denn die Raserey ein, mich so
„schrecklich an ihr zu vergehen? — Ach!
„wie warm liebte sie mich? — und —
„wer riß mir die Liebe zu ihr aus meinem
„Herzen? — wer anders, als Maria-
„ne, die niederträchtigste Verführerin un-
„ter der Sonne? —

Wie der Mensch immer so gern die Schuld seiner eigenen Vergehungen auf andre zu wälzen pflegt, so gieng es auch dem Grafen. Anstatt, daß er seiner eigenen Wankelmuth, und seiner Treulosigkeit mehr hätte eingedenk seyn sollen, schien ihm Mariane allein, sein jetziges Unglück verschuldet zu haben. Dies erregte eine Art von Bitterkeit gegen sie in seinem Herzen, welche ihn bald zur wütendsten Rache an ihr aufforderte. — Voll von dieser ihn ganz durchdringenden Leidenschaft setzte er sich in seinen Wagen, und fuhr ohne Verzug zu ihr hin. Schnaubend, athemlos, und mit blitzenden Augen stürzte er in ihr Zimmer, warf ihr den Brief seiner Gemahlin auf den Tisch hin, und rief:

„Da sehen Sie, Unglückliche! was Sie
„gemacht haben! —

Kaum war er seiner Vernunft noch mächtig, und voller Verzweiflung sank er auf einen Stuhl hin.

Mariane ergriff den Brief, lief ihn flüchtig durch, und legte ihn mit den Worten:

„Wenn's weiter nichts ist —

bey Seite. Aber der Graf — der kaum seine Wuth länger zurückhalten konnte — versetzte:

„So! — weiter nichts! —

und — nun erstickte der Zorn seine Sprache. —

„Was geht mich Ihre Frau an?

sagte Mariane,

„Gehen Sie auch in ein Kloster! und se-
„hen Sie, daß Sie ihr Beichtvater wer-
„den können! —

Das war zu viel für den schon von Zorn und Rache glühenden Grafen —

„Ungeheuer! —

schrie er, indem er vom Stuhl aufsprang, und seinen Degen zog,

„Hast du mich nicht ganz allein um die
„beste aller Weiber gebracht? — reize
„mich nicht noch zur Rache! oder —

Er stammelte nur noch, lief wütend im Zimmer hin und wieder, — seine Augen blitz-

ten fürchterlich, — Mariane zitterte. — Um kein Opfer seiner Wuth zu werden, beschloß sie zu fliehen — sie ergriff ihren Schmuck — schlich sich nach der Thür zu — und sagte:

„Den Degen in Ihre eigne Brust, Herr
„Graf! — sie war nicht meine, sondern
„Ihre Frau —

„Was? du willst dich noch rechtferti-
„gen?

rief er, ganz außer sich vor Wuth,

„Hier empfange deinen Lohn, Verruch-
„te! —

und er stürzte mit dem Degen auf sie löß: Mariane aber hatte den Vortheil schon besser abgesehen. Sie entfloh durch die Zimmerthür, entgieng dadurch glücklich seinem Stoße, und schlug mit einem hellen Gelächter, die Thür hinter sich zu.

„Ha! so entgehest du meiner Rache!

schrie er ihr nach,

„aber der Rache des Himmels wirst du
„nicht entfliehen.

Noch konnt' er seine Hitze nicht völlig mäßigen. Er versuchte, die Thür zu erbrechen, um Marianen vielleicht im Hause noch einzuholen. Aber eben, indem er daran zu ar-

beiten begann, besann er sich eines Besseren, und — so kühlte sich nach gerade sein Zorn in sich selber ab.

Ein erneuerter Seelenschmerz trat dagegen an seine Stelle. Im ausbrechenden Gefühl desselben warf sich der Graf wieder auf einen Sopha, und nun entfloß ihm ein Strom von Thränen, der jedoch den Zustand seines Herzens nicht verbesserte. Eine gute halbe Stunde lag er da, ohne mit sich darüber einig werden zu können, was er eigentlich beginnen sollte, und — ohne überhaupt ganz richtig besonnen zu seyn.

Endlich erinnerte er sich wieder, daß er ins Zimmer eingeschlossen war. Mariane hatte die Bosheit begangen, den Schlüssel mitzunehmen. Zum Glück ward der Graf aus dem Fenster seinen Bedienten gewahr, der unten in der Hausthür stand. Diesem rief er durchs Fenster zu, daß er ihm die Thür durch einen Schlösser öffnen lassen solle. Es geschah, und der Graf fuhr nun wieder nach Hause.

Sein Herz trieb ihn sogleich zu seinem Oheim. Er stürzte ihm, und seiner Tante zu Füßen, umfaßte ihre Knie, schluchzete und weinte,

weinte, ohne ein Wort hervor bringen zu können. Voll Schrecken, und Erstaunen darüber fragten seine Verwandten, was ihm wiederfahren sey? und — er gab ihnen den Brief seiner Gemahlin. Sie lasen, und brachen in Thränen aus.

„Worinn bestehen deine Verbrechen? fragte der Oheim,

„wenn wir dir helfen sollen, so hinterge-
„he uns nicht länger!

Der tief gebeugte Neffe war nicht mehr fähig, nur das geringste noch zu leugnen. Er gestand alles haarklein, und zwar — mit so viel Kennzeichen der Reue, und mit so heftiger Betrübniß darüber, daß seine Verwandten ihm ihr Mitleid, und ihre Verzeihung nicht versagen konnten. Sie gaben sich Mühe ihn zu trösten, und ihn zu beruhigen, anstatt daß er die bittersten Vorwürfe von ihnen erwartete. Alle Mittel versprachen sie ihm, anzuwenden, um den Aufenthalt seiner Gemahlin ausfindig zu machen.

Jedoch — alle, auch die mühsamsten Nachforschungen waren vergebens. Die ganze, umher liegende Gegend hatten sie binnen drey Monaten durchsuchen lassen. Selbst

der Graf spürte in allen Klöstern, in- und außerhalb München umher, und schrieb auch an die entferntesten derselben. Aber alles fruchtlos: denn man dachte gerade nicht an dasjenige Kloster, worinn sie sich wirklich befand. Da die Tante des Grafen selbst Aebtißin, bey den Brigittinerinnen zu Dornbach war; so fiel man gar nicht darauf, daß eine Frau, die ihrem Manne entflohen sey, sich gerade in die Arme einer so nahen Verwandtin ihres Gemahls würde geworfen haben. Endlich verließ den Grafen alle Hoffnung, seine Gemahlin jemals wieder zu finden, und nun — überließ er sich völlig den Ausbrüchen seines Schmerzes, der sein Gewissen täglich mit den bittersten Vorwürfen folterte.

Während der Zeit lebte die Gräfin in ihrem verkürzten Noviziate ruhig und vergnügt dahin. Durch Antoniens Fürsprache wurde sie mit allen beschwerlichen Arbeiten verschont, und schon begann die Zeit ihrer Einkleidung heranzurücken, als sich unvermuthet ein Vorfall ereignete, der sie selbst zwar in die allergrößte Verlegenheit setzte, Antonien aber Gelegenheit gab, sich dem Schritte,

den sie gleich anfänglich mit ihr vorhatte, mehr zu nähern.

Die Aebtißin bekam einen Brief von ihrem Neffen dem Grafen, worinn er auch ihr sein Schicksal und seine Leiden klagte. Er bat sie zugleich um Erlaubniß, sie bald einmal besuchen zu dürfen: denn er müsse — schrieb er — alles mögliche zu seiner Beruhigung hervorsuchen, und — da er alle Mittel, seine Gattin wieder zu finden, vergebens versucht hätte, so müsse er sein Schicksal nun ganz der Vorsehung Gottes überlassen.

Diesen Brief zeigte die Aebtißin auch ihrer neuen Freundin Antonien. Mit Vergnügen bemerkte diese, daß der Graf die Zeit der Entfernung seiner Gemahlin nicht darinnen angegeben hatte. Die Aebtißin stellte sich also den Vorfall, als ganz neuerlich geschehen vor. Um sie nun in ihrem Irrthume noch mehr zu bestärken, gab ihr Antonie den Rath, ihren Neffen so bald als möglich, zu sich kommen zu lassen, indem sie selbst nicht ermangeln würde, alles, was sie könne, zu seiner Beruhigung mit beyzutragen; und die Aebtißin befolgte diesen Rath.

Noch größer aber war Antoniens Freude darüber, daß sie aus dem Briefe des Grafen die Aenderung seines Herzens ersah. Um ihm aber doch seine vortrefliche Gattin, wo möglich, noch theurer zu machen, beschloß sie, ihn bis zur Vollendung der Feyerlichkeit von Leonorens Einkleidung, noch seufzen zu lassen: denn sie glaubte ohnedem überzeugt zu seyn, daß ein bloßes Gelübde, die Wiedervereinigung zweyer Gatten nicht hindern könne.

Die Gräfin, welcher aber doch Antonie davon zur Zeit noch nichts sagte, daß ihr Gemahl ins Kloster kommen würde, hörte die übrigen Nachrichten von ihm mit vieler Gelassenheit an. Sie freute sich über seine Aenderung, sagte sie, und es wäre löblich von ihm, daß er durch seine Reue die Fehler zu verbessern suche, die er gegen die eheliche Treue an ihr begangen habe. Da sie sich aber einmal Gott gewidmet habe, so dächte sie auch weiter an keine Wiedervereinigung mehr mit ihm.

Zum Schein billigte Antonie ihren Vorsatz, und ihre Beharrlichkeit; ja sie drang so gar darauf, die Einkleidung zu beschleunigen.

Man

Man trug die Sache der Aebtißin vor, und der Tag dazu, wurde auf Antoniens Anrathen, zu einer solchen Zeit angesetzt, wo sie vermuthen konnte, daß der Graf schon im Kloster angekommen seyn würde. Ihr Vorhaben aber verschloß diese redliche Dame in ihr Herz, und trug zum Schein alles mögliche dazu bey, die Gräfin, auf die Feyerlichkeit ihrer Einkleidung vorbereiten zu helfen.

Inzwischen säumte der Graf nicht, seinen Besuch bey seiner Tante, nachdem sie ihn auf das wärmste dazu eingeladen hatte, ins Werk zu setzen. Ein Brief, der zwölf Stunden vor ihm selbst, bey der Aebtißin anlangte, benachrichtigte sie noch einmal davon.

Antonie befand sich eben bey der Aebtißin, als des Grafen Brief bey ihr anlangte. Er war ihr sehr willkommen. Aber nun eilte sie auch augenblicklich zur Gräfin, zu welcher ihr der freye Zutritt immer erlaubt war: denn nun mußte auch ihr die Ankunft des Grafen entdeckt werden. Hier stellte sie sich nun äußerst verlegen über diesen Vorfall. Aber noch heftiger entsetzte sich die Gräfin darüber. Und — welche Mittel sollte man nun anwenden, in dieser kurzen Zeit Anto-

nien vor seinem Anblick zu sichern: denn schon den Tag drauf Abends wollte er da seyn, und — vor der Entwickelung ihres Plans durfte er doch auch diese nicht sehen.

„Gott! wir sind verloren!

rief die Gräfin voller Angst und Schrecken,

„mich schützt die Heiligkeit meiner Zelle
„zwar vor seinem Anblick. Aber wie wer-
„den Sie ihm ausweichen können, da Sie
„täglich und stündlich um die Aebtißin
„seyn müssen? Ach! er wird Sie sehen,
„und — alles errathen.

Wirklich fühlte nun auch Antonie selbst die Stärke dieser Gefahr. Allein — um die Gräfin nicht noch mehr vergebens zu ängstigen, tröstete sie solche, so gut sie konnte, und versicherte sie, sie würde schon Mittel finden, sich seinem Anblicke zu entziehen. —

In der That hatte sie auch schon längst diese Mittel in Bereitschaft: denn noch durfte sie dem Grafen nicht unter die Augen kommen, wenn nicht ihr ganzes Werk scheitern sollte. Sie begab sich also sogleich wieder auf ihr Zimmer, stellte sich dort krank an, und legte sich zu Bette. Der Aebtißin aber ließ sie sagen, sie habe von einem unvorsich-

tigen Trunk auf die Hitze plötzlich das Fieber bekommen. So sehr sich nun auch diese über die Schnelligkeit des Zufalls verwunderte, so mußte sie es doch glauben, weil Antonie, als sie dieselbe besuchte, ihren Kopf eingebunden, und sich völlig in die Lage einer Kranken zu setzen gewußt hatte.

Nunmehr kam der Graf wirklich im Kloster an. Die Aebtißin sahe seine traurige Gemüthslage, und gab sich alle mögliche Mühe, ihn über den Verlust seiner Gattin zu trösten. Gern hätte sie ihn auch mit ihrer neuen Freundin Antonien, die sie ihm unter ihrem angenommenen Namen nennte, bekannt gemacht: denn sie glaubte, daß er an ihr eine sehr beredte Trösterin finden würde. Aber Antonie verbat sich vor der Hand den Besuch eines Fremden, um sich desto besser abwarten, und am Tage, wenn ihre Pflegetochter ihr Gelübde ablegen würde, wieder öffentlich erscheinen zu können.

So blieben inzwischen die Umstände noch einige Tage. Der Graf, der in der Stadt bey einem Freunde wohnte, ahndete nichts von der Anwesenheit seiner Gemahlin im Kloster, und die Aebtißin fiel noch weni-

ger darauf. Den Tag vor dem Feste aber gieng sie Abends zu Antonien, und hinterbrachte ihr, daß sie ihren Neffen veranlasset habe, die Ceremonie mit anzusehen. Ihr war dieses gar nicht ungelegen: denn sie war schon Willens gewesen, die Aebtißin darum zu ersuchen. Inzwischen erfuhr sie dabey auch, daß der Graf, während des Vorgangs in der Kirche, dicht bey dem Gitter zu sitzen kommen solle, und daß die Aebtißin ihn früh um 9 Uhr schon bestellt habe. Nach abgelegtem Gelübde sollte er denn hernach zu Mittag mit bey ihr speisen, und Antonie sollte ihm bey der Gelegenheit auch zum erstenmal vorgestellet werden.

Sonach war denn nun alles, was zur Ausführung des Plans gehörte, von Antonien vorbereitet. Jedoch, da sie der Gräfin das Gelübde wirklich erst ablegen lassen wollte, ehe sie die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl beförderte, und da sie ihm doch den Verlust einer Gattin, deren Werth er so muthwillig vernachläßiget hatte, erst noch recht fühlen zu lassen für gut fand; so suchte sie es dahin einzuleiten, daß die Ceremonie vor sich gienge, ohne daß der Graf

Zeuge davon wäre. Die Vorkehrung dazu war ihr sehr leicht zu treffen, weil der Graf, wie schon gesagt, außer dem Kloster logirte. Sie schickte ihm daher, früh um 8 Uhr, unter ihrem angenommenen Namen, einen Brief zu, worinn sie ihm meldete, die Aebtißin habe ihr aufgetragen, ihn zu ersuchen, daß er sich nicht eher, als um 11 Uhr in dem Kloster einfinden solle, weil gewisse Hindernisse vorgefallen wären, welche es nöthig machten, die Feyerlichkeit der Einkleidung der neuen Nonne, bis dahin zu verschieben.

Wirklich wollte nun auch der Graf diesem Briefe gemäß, anfänglich die eilfte Stunde abwarten, eh' er ins Kloster gienge. Allein — wie kann wohl ein Mann, welchen die Verzweiflung umher treibt, sich an eine gewisse Stunde binden, oder solche pünktlich inne halten? Der Graf, vom Kummer verzehrt, und durch lange Weile ermüdet, gieng also doch schon um 10 Uhr in die Kirche des Klosters mit dem Vorsatze, hier selbst auf den Anfang der Feyerlichkeit zu warten. Aber wie groß war seine Verwunderung, als er sah, daß die Handlung schon so weit gekommen, und das Kloster schon voller Zuschauer

war!

war. Indem er noch darüber nachdachte, wie dieses wohl mit der Nachricht, welche ihm die Aebtißin hatte geben lassen, zu vereinbaren sey, bemerkte ihn der Kirchendiener: Dieser machte ihm durch die Menge versammelter Menschen Platz, und brachte ihn an den ihm bestimmten Ort, wo er durch das Gitter alles sehr genau bemerken konnte.

Mehr aus Neugierde, als aus wahrer Theilnahme an der vorseyenden Handlung, gab er sich Mühe, das Frauenzimmer, das eben ihr Gelübde ablegen sollte, näher zu betrachten. Die Gräfin lag vor einem Altar auf den Knieen, und hielt das fürchterliche Gelübde in der Hand, das sie eben abzulegen schon angefangen hatte. Jedermanns Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet, und itzt — man stelle sich das Schrecken des Grafen vor! — itzt in diesem Augenblicke erkannte er sie für seine Gemahlin. — Ein heftiger Schrey, den er sogleich darüber ausstieß, gab zu erkennen, wie viel Antheil er an der Person der neuen Nonne hatte, und mit vollem Erstaunen vernahm ihn die Aebtißin. Mit lauter Stimme rief nun der Graf:

„O! halten Sie ein, Aebtißin! es ist mei„ne Gemahlin — die Seele meines Le„bens — um Gottes, und aller Heiligen „willen! halten Sie ein!

Sogleich nahm die Aebtißin, welche die Stimme des Grafen kannte, Leonoren das Gelübde hinweg, das sie schon vollends abzulesen begann. Die Gräfin sahe nun wohl, daß sie entdeckt war. — Das Schrecken darüber stürzte sie zu Boden; jedoch erholte sie sich in so weit bald wieder davon, daß sie ihre Augen, auf ihren Gemahl werfen konnte. — Er stand erblaßt, und voller Angst und Zittern da, und brannte vor Verlangen, sich ihr zu Füßen zu werfen, und ihre Verzeihung zu erflehen.

„O! Leonore! meine Einzige!

rief er ihr durch das Gitter zu, indem ein Strom von Thränen seinen Augen entfloß,

„verlaß mich nicht! vergieb mir! halt' „ein mit dem grausamen Gelübde, das „du zu schwören beginnst: es ist eine Lä„sterung Gottes, und — es wird mich „ins nahe Grab hinstrecken. —

Mitleid und Liebe bestürmten in diesem Augenblick das Herz der unglücklichen Gräfin

so heftig, daß sie ihrer nicht mehr mächtig, mit dem Ausruf:

„Ach! meine Freundin! was soll ich thun?

der neben ihr stehenden Antonie bewußtlos in die Arme fiel. —

Die ganze Versammlung kam in Aufruhr. Jedermann beklagte den unglücklichen Ehemann. Er, von der heftigsten Leidenschaft für seine Gattin bestürmt, rief die Aebtißin mit wehmüthiger Stimme an, ihm die Thür der Kirche öffnen zu lassen. Nichts konnte seiner Ungeduld, sich in ihre Arme zu werfen, mehr Einhalt thun. Er klagte, und jammerte, daß allen Zuschauern die Herzen brachen, und Ströme von Thränen für ihn flossen. Man vereinigte sich durchgehends mit seinem Flehen, und drang von allen Seiten her in die Aebtißin, ihm seine Gemahlin wieder zu geben, und ihm die Thür der Kirche zu eröffnen.

Was sollte nun die so heftig bestürmte Aebtißin thun? Mitleid mit ihrem Neffen, und allgemeines Flehen um Aeußerung dieses Mitleids, bestimmten sie endlich, ihm seine

Bitte zu gewähren. Ehe sie es aber that, brauchte sie die Vorsicht, den Vorhang vor das Gitter zu ziehen, und sodann alle Ordens-Schwestern hinaus gehen zu lassen; denn sie vermuthete nicht ohne Grund eine Scene, bey welcher sie die übrigen Nonnen doch nicht gerne Zeugen seyn lassen durfte.

Nunmehr ward die Thür geöffnet, und der Graf stürzte athemlos zu den Füßen seiner Gemahlin, die noch halb ohnmächtig in Antoniens Armen lag.

„Ha! Fräulein!

waren seine ersten Worte, als er nun auch diese recht erkannte,

„welchen Streich haben Sie mir gespielt?

Sodann faßte er die Hände seiner Gemahlin, drückte sie sanft an seine Lippen, benezte sie mit seinen Thränen, und sagte mit dem wärmsten Ausdruck der Zärtlichkeit:

„Ach! meine Geliebteste! können Sie
„mich zu Ihren Füßen sterben sehen, oh-
„ne Ihrem reuevollen, Sie ewig lieben-
„den Gemahl zu vergeben? — kehren Sie

„zurück in meine Arme, hier unter den
„Augen Gottes, in seinem geheiligten
„Tempel schwöre ich Ihnen von neuem die
„unverbrüchlichste Treue. —

Itzt hatte sich die Gräfin erst völlig von ihrer heftigen Bewegung wieder erholt. Sie schlug ihre Augen auf, und erblickte ihren Gemahl zu ihren Füßen. Dieser Anblick rührte sie unaussprechlich.

„Ach, mein Gemahl!
rief sie mit matter Stimme,
„warum bin ich nun für dich verloren?
„—

„Verloren? — für mich verloren?
fragte er, mit einer Art von Heftigkeit, die seine ganze Bestürzung bezeichnete,
„O! ich lasse dich nun nicht, und sollte
„ich dieses Kloster zerstören, um dich
„wieder zu erhalten. Nein! meine Leo-
„nore! so viele Reize sind nicht für diese
„öden Mauern bestimmt.

„Aber — habe ich nicht mein Wort ge-
„geben?
antwortete sie,
„kann ich wohl an Gott, und der heiligen
„Jungfrau einen Meineyd begehen? —

Noch

Noch lag der Graf zu ihren Füßen, und neue Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Liebe Tante!

rief er der Aebtißin zu,

„Sagen Sie doch meiner Gemahlin, daß
„sie ihren Vorsatz ändern könne. Spre-
„chen Sie sie loß von dem grausamen
„Versprechen, das sie Ihnen geleistet hat.
„— Ach! Leonore!

fuhr er denn zu seiner Gemahlin fort,

„gieb mir lieber meinen Tod! ich kann
„sonst deinen Verlust nicht ertragen.

Ganz außer sich vor Schmerz drückte er unaufhörlich ihre Hände an seinen Mund, und rief die Aebtißin, und seine Gemahlin um Erbarmen an. — Endlich konnten beyde ihn länger nicht leiden sehen. Die Aebtißin winkte der Gräfin, und diese faßte sogleich ihren Gemahl in die Arme, und schloß ihn unter den Worten:

„Weine nicht länger, mein Joseph! du
„hast mein Herz nie verloren gehabt!

„ich fühl' es noch wärmer, als jemals
„für dich schlagen. Laß uns das Ver-
„gangene vergessen! unsre Liebe wird
„uns all' unsre Leiden wieder versüßen!
„—

an ihre Brust.

„O, Dank — Dank! Millionen Dank!
„theurestes Weib!

rief der Graf mit unaussprechlichem Entzücken aus,

„daß du dich mir wieder gegeben —,
„daß du mir verziehen hast! — Ach!
„welche Seligkeit! — welche Wonne
„durchglüht mein Herz! —

Mit wüthender Zärtlichkeit erwiederte er ihre Umarmung — drückte seinen Mund auf den ihrigen, und beyder Lippen bebten, in unzähligen Küssen auf einander. Man sah sie beyde endlich, wie bewußtlos — Busen an Busen geschlossen — gleichsam in Liebe dahin sterben. — Die Aebtißin weckte sie

aus

aus ihrer Betäubung, und führte sie beyde, aus der Kirche, in ein besonderes Zimmer, wo diese zärtliche Ehegatten ohne Zeugen der ganzen Inbrunst ihrer Liebe freyen Lauf lassen konnten. —

Nachdem sie endlich wieder fähig waren, sich mit jemand anders, als mit sich selbst, zu unterhalten, begab sich die edle Aebtißin nebst Antonien zu ihnen, sprach Leonoren von allen ihren Ordensversprechungen vollends los, und rief die gleichsam von neuen Verbundenen zu einem freundschaftlichen Mittagsmahle, das sie ohnedem auf diesen Tag schon hatte zubereiten lassen.

Den Tag darauf gab man dem Oheim, und der Tante, von dieser glücklichen Wiedervereinigung Nachricht, und in drey Tagen reisten der Graf, und seine Gemahlin, nebst Antonien aus dem Kloster wieder nach Hause. Die redliche Aebtißin vergoß Thränen bey ihrem Abschiede, und gab ihnen noch ihren mütterlichen Segen mit auf den Weg.

Oheim und Tante kamen ihnen auf dem halben Wege entgegen. Diese Begegnung war überaus rührend, und zärtlich. Alle zusammen zogen gleichsam im Triumph wieder in München ein, und — das Glück der Familie war nun auf immer wieder hergestellet: denn eine ununterbrochene Treue kettete die beyden jungen Ehegatten, so fest an einander, daß sie noch itzt in der zufriedensten Ehe leben, und das Vergnügen einer zahlreichen Nachkommenschaft in seinem ganzen Umfange genießen.

Die
Freundschaft in der
Noth.

Acht und dreyßigste Scene.

Einer meiner vertrautesten Universitätsfreunde, mit Namen Langermann war der Sohn eines Geistlichen aus einer der niedrigsten Gegenden von Holstein. Außerordentlich warm und zärtlich empfand das Herz dieses Jünglings für die Freundschaft. Oft gab sie uns also Stoff zu vertraulichen Gesprächen der Einsamkeit, und dann pflegte Langermann gemeiniglich die Sorgfalt seines Vaters, womit ihm dieser die Pflichten der Freundschaft eingeschärft habe, sehr herauszustreichen. Nach seinen Erzählungen war die Geschichte dieses seines Vaters ein merkwürdiges Beyspiel der Freundschaft in der Noth. Oft äußerte ich den Wunsch gegen meinen Freund von dieser Geschichte ge-

nau unterrichtet zu seyn; aber Langermann pflegte mich dann immer darauf zu vertrösten, daß sich sein Vater vorgenommen habe, ihn einmal auf der Akademie zu besuchen, und hernach sollte er mir sie selbst erzählen.

„Ich weiß zwar alles auch genau genug, sezte er hinzu,

„aber mein Vater besizt doch eine weit bes-
„sere Gabe in gutem Vortrage, als ich.
„Aus seinem Munde wird dir also seine
„Geschichte weit mehr gefallen, als wenn
„ich sie ihm erst nacherzähle.

Einige Zeit mußt' ich mich also noch damit gedulden. Endlich kam der Vater meines Freundes — einer der ehrwürdigsten Geistlichen, die ich jemals habe kennen lernen. Ich gewann sein Herz, so bald er die warme Freundschaft sahe, die mich an seinen Sohn fesselte. Bald fieng er an, den Pflichten der Freundschaft dergleichen Lobreden zu halten, als mir sein Sohn schon oft von ihm erzählt hatte. Aus voller Seele stimmte ich dann mit ihm ein, und so führte ich ihn bald auch auf den Punkt seiner Geschichte, worauf ich so lange geharret hatte. Ich bat ihn darum, und er war sogleich willig dazu. Da ich mir nun damals fast seine ganze Er-

zählung

zählung aufschrieb, so werde ich vielleicht im Stande seyn, sie meinen Lesern, mit den eigenen Worten des alten Geistlichen, so mitzutheilen, daß sie keine Langeweile dabey haben sollen.

„Jacob Langermann ist mein Name, so begann er,

„und mein Geburtsort ein ziemlich kleines Dörfchen im Herzogthum Gotha. Mein Vater war Schulmeister daselbst, und hatte, außer mir, noch vier Kinder, deren Erziehung ihm, bey seinem armseligen Dienstchen zu schaffen genug machte. Da ich von Natur Genie besaß, und viel Anlage zur Musik, besonders aber eine gute Stimme hatte, so bestimmte mich mein Vater zum Studieren. Aber wovon? — Dies sezte ihn in ziemliche Verlegenheit. Endlich erinnerte er sich, daß der Stadt-Cantor zu Gotha sein alter Schulfreund war. Vielleicht — dachte er — erweist mir dieser Mann noch ein Freundschaftsstückchen, und bringt meinen Jacob unter. Sobald also die Hundstage herbey kamen, machte er sich einen Weg dahin, und ich begleitete ihn.

„Der Cantor empfieng uns überaus freundschaftlich. Sobald ihm nur mein Vater

ter die eigentliche Absicht seines Besuchs eröffnet hatte, war er sogleich dazu bereit, mich bey sich zu behalten. Ich mußte meine wenigen Kenntnisse im Latein, im Singen, und im Klavierspielen zeigen, und ich hatte das Glück, den Beyfall meines künftigen Wohlthäters einzuerndten. Kurz, der Cantor nahm mich ohne alle Vergeltung zu sich ins Haus, machte mir auf alle Tage Freytische in der Stadt aus, und ließ mich auf dem Gymnasium studieren.

„Als ein Knabe von vierzehn Jahren fand ich also schon Gelegenheit genug, die Vorsehung Gottes zu preisen, die mir in dem Freunde meines Vaters einen so braven Wohlthäter erweckte. Denn blos Gefühl alter Freundschaft war es, was den ehrlichen Cantor dazu bewog, so uneigennützig sich meiner anzunehmen. Auch ließ ichs nunmehro an Fleiß bey meinem Studieren so wenig fehlen, als ich mir Mühe gab, durch gute Sitten mich bey den Leuten in der Stadt beliebt zu machen, und so flossen mir Wohlthaten auf Wohlthaten zu. In Gotha giebt es eine recht gute, und ehrliche Art von Menschen. Man macht sich dort eine Ehre, und ein Verdienst daraus,

sich

LB Coburg

sich gegen jedermann gefällig zu erweisen, und armen Studierenden fortzuhelfen; dies ließ man sich wenigstens damals besonders angelegen seyn. Ich lebte wirklich so herrlich und so angenehm an diesem mir ewig unvergeßlichen Orte, daß ich die Gothaner, für ihre Menschenfreundlichkeit rühmen werde, so lange ich nur noch lallen kann.

In der Musik machte ich ziemlich große Fortschritte. Ich spielte das Klavier mit ungemeiner Fertigkeit, und sang einen so schönen Tenor, daß ich öfters die Ehre hatte, in der herrschaftlichen Kapelle mitzusingen. Meine Mitschüler liebten mich, und meine Vorgesetzten freuten sich darüber, daß ich es bey meiner Armuth, in allen guten Kenntnissen so weit gebracht hatte.

Nunmehr erschien denn auch die Zeit, wo ich auf die Akademie nach Jena gehen wollte. Ich war bereits zwanzig Jahr alt, und aus Neigung wählte ich die Gottesgelahrheit zu meiner künftigen Bestimmung. Jedoch die Mittel dazu mangelten mir freylich ganz. Mein Vater konnte mir nicht das mindeste dazu geben. Ein funfzig Thaler hatt' ich mir zwar auf der Schule gesamm-

let. Allein wie weit konnt' ich wohl damit kommen? — inzwischen machte ich doch alle Anstalten zu meinem Abgange, und beschloß, es auf die Vorsehung Gottes zu wagen. Bald wurd' ich denn auch gewahr, daß mich meine Hoffnung nicht getäuscht hatte. Die Freundschaft war es abermals, die mein Fortkommen auf der Akademie begründete.

„Ein gewisser Hofrath, in dessen Privatkonzert ich gewöhnlich die erste Tenorstimme sang, empfahl mich dem Herrn Kirchenrath Walch in Jena, der sein alter Universitätsfreund war. Kaum hatte dieser rechtschaffene Gelehrte, der eben Prorector war, den Brief seines Freundes, den ich ihm überreichte, gelesen, so sagte er:

„wer mir von diesem Manne vorgeschla„gen wird, dessen Schicksal liegt mir an „der Seele. Sie haben künftig freye „Wohnung in meinem Hause, Herr Lan„germann! und freyen Zutritt zu meinen „Vorlesungen. Noch heute will ich mit „dem Herrn Professor Poltz reden. Bey „ihm sollen Sie auch die philosophica „frey haben. Er ist ein junger, aber „sehr braver Lehrer, bey dem Sie etwas „gründliches lernen können.

Mit

Mit Thränen in Augen, und mit der gerührtesten Empfindung des Herzens, dankte ich dem edelmüthigen Kirchenrathe für seine Unterstützung, und gieng nach Hause, um auch Gott, aus voller Seele dafür zu preisen.

„Die größte Schwierigkeit war nun gehoben. Ich fieng mein Studieren an, gab Lection in der Musik, und in der französischen Sprache, und damit verdiente ich mir denn so viel, daß ich auch für die übrigen Bedürfnisse meines Lebens nicht ängstlich sorgen durfte. Alles gieng mir glücklich von statten. Ich bekam Freunde auf der Akademie, die sich thätig meiner annahmen, und in allen Gesellschaften war ich wohl gelitten.

„Jedoch, ich komme nun auf einen der wichtigsten Umstände in meiner Geschichte. Noch befand ich mich keine vollen vier Wochen zu Jena, als ich einst bey guter Laune Abends auf meiner Stube einige Arien von Hassen, zum Klavier sang, die ganz ausnehmend in das Gehör fielen. Meine Stubenfenster standen offen. Man konnte also auf der Gasse auch die kleinsten Nüancen meines Spiels und Gesangs vernehmen. Sehr viele Studenten hatten mir zugehöret: aber

aber das glaubte ich doch nicht, daß ich eine so wichtige Eroberung dabey gemacht hätte. Denn des andern Morgens, früh um 8 Uhr trat ein wohlaussehender, schön herausgeputzter Student zu mir herein, und fragte mich, ob ich Herr Langermann sey? ich bejahte es ihm, und erkundigte mich nach seinem Begehren. Er antwortete:

„ich heiße Dettmold, und bin ein Holsteiner. Gestern Abends hörte ich mit unaussprechlichem Vergnügen, Ihr vortreffliches Spiel, und Ihren schönen Gesang, vor Ihren Fenstern mit an. Ich bin ein leidenschaftlicher Freund von der Musik, ob ich gleich selbst kein Instrument verstehe. Eine so feine Art zu spielen, wie die Ihrige, ist mir nur noch selten vor die Ohren gekommen, und da wollt' ich Sie denn bitten, ob Sie nicht alle Abende wenigstens eine Stunde zu mir kommen, und mir auf meinem Flügel etwas vorspielen wollten? ich werde mich so dankbar dafür gegen Sie erweisen, daß Sie mit mir zufrieden seyn sollen.

Mit Vergnügen versprach ich ihm seine Bitte zu erfüllen, und ich erwarb mir durch

diese

diese Gefälligkeit einen Freund, welchem ich mit Recht den ersten Rang unter allen meinen Freunden einräumen konnte.

„Dieser Dettmold war der Sohn eines wohlbemittelten Geistlichen in Holstein und studierte ebenfalls Theologie. Er hatte jährlich an die 400 Rthlr. zu verzehren, lebte aber sehr ordentlich und eingezogen. Für meine Bemühung, ihm alle Tage, auf dem Flügel etwas vorzuspielen, und zu singen, gab er mir nicht nur, so lang er noch in Jena blieb, freyen Abendtisch, sondern ich hatte auch sonst so viel Genuß von ihm, daß ich nie an irgend einem Bedürfnisse des Lebens Mangel leiden durfte. Schade war es aber für mich, daß Dettmold sein Studieren schon ziemlich vollendet hatte, und nur ein Jahr noch zu Jena verweilte.

„An ihm verlor ich denn nun wirklich meinen besten und treuesten Freund. Unter Vergießung vieler Thränen nahmen wir von einander Abschied. Er ließ mir noch ein ansehnliches Geschenk zurück, empfahl mich der ferneren Vorsorge Gottes, und trennte sich unter den Worten von mir:

„ich muß dich itzt zwar verlassen, mein
„lieber Langermann! aber vergessen wer-
„de ich dich, und dein redliches Herz nie-
„mals. Geht dir es künftig etwa in dei-
„nem Vaterlande nicht nach Wunsche, so
„komm zu mir nach Holstein! Ich werde
„dir Brod und Versorgung schaffen. —

Lange gieng ich traurig, von einem Bekannten zum andern, aus einer Lehrstunde in die andere umher. Meinen Dettmold konnt' ich nicht vergessen, und immer glaubte ich nicht, daß es mir möglich sey, ohne seine Gesellschaft leben zu können. Endlich heilte die wohlthätige Zeit auch diese Wunde meines Herzens. In dem Umgange mit andern Freunden fand ich zwar keinen Ersatz für Dettmolden; denn so warm, und zärtlich fühlte keiner, als er. Aber doch kam mir noch manche gute Seele vor, die mir mein Leben, durch Freundschaft, und Wohlthätigkeit erleichtern half.

„Ich gab in der Folge noch Lection auf dem Klavier, und im Singen, und damit erwarb ich mir denn immer einen beträchtlichen Zuschuß zu meinen Studierkosten. Kurz, ich lebte in Jena so vergnügt, und so glück-

lich, als mancher Reiche bey seinem immer vollen Beutel nicht lebte. Dies bewog mich denn auch, daß ich ein Jahr länger auf der Akademie blieb, als es sonst gewöhnlich ist.

„Endlich dachte ich doch, mich meiner Bestimmung mehr nähern zu müssen. Ich beschloß also den Sitz der Musen zu verlassen, und meinem Glück weiter nachzugehen. Aber wo nun hin? — mein Vater war indeß gestorben, und meine Mutter hatte mit ihren übrigen Kindern wenig mehr zu leben, als was sie durch ihrer Hände Arbeit erwarb. Einige Professoren empfahlen mich zwar hier und da zum Hofmeister. Allein mein voriges Glück schien mich verlassen zu wollen: denn wo ich mich meldete, da waren die Stellen theils schon vergeben, theils nicht so beschaffen, daß ich sie annehmen konnte. Nun gieng ich wieder nach Gotha. Aber hier fand ich so viele andre Kandidaten, die alle auf Konditionen Jagd machten, daß ich meiner ansehnlichen Gönner ungeachtet, kaum bey ein Paar Bürgern Information bekommen konnte. Salarium und Tisch war nun hier so elend, daß ich schlechterdings nicht damit auskommen konnte, und äußerst arm-

 selig

selig leben mußte. Ich gab mir zwar alle mögliche Mühe um eine bessere Kondition. Aber alles vergebens. Das Glück hatte mir völlig den Rücken zugekehret.

„Von ungefähr fiel mir endlich einmal wieder ein, was mein Freund Dettmold zu mir gesagt hatte, als wir in Jena von einander Abschied nahmen.

„Wenn mir es in meinem Vaterlande nicht
„nach Wunsche gienge,

waren seine Worte,

„so solle ich zu ihm kommen — er wolle
„mir Brod und Versorgung schaffen.

„Und was hält dich denn ab, dieses
„zu thun?

dachte ich

„was hast du wohl hier zu verlieren? ist
„nicht die ganze Welt dein Vaterland?
„und — hast du nicht das Wort deines
„Freundes vor dir?

Stark und fest war mein Glaube an die Freundschaft, und — die Reise nach Holstein wurde beschlossen. Kaum so lange als ich zu Anschaffung der benöthigten Reisekleider brauchte, konnte ich meiner Ungeduld darnach Einhalt thun. Und eben diese Ungeduld

geduld war auch die Ursache, daß ich mehr wagte, als ich sonst bey kaltem Blute würde unternommen haben.

„Ich verkaufte zwar alle meine Bücher, und was mir sonst unter meinen Sachen entbehrlich war. Dennoch aber brachte ich kaum so viel Geld zusammen; als nur die bloße Zehrung auf einer so weiten Reise erforderte. An Bequemlichkeit dabey war nicht zu denken, und daß ich die ganze Reise zu Fuß thun mußte, verstand sich von selber. Doch versahe ich mich mit dauerhafter Kleidung, und Wäsche, legte mir ein Paar tüchtige Stiefeln zu, packte meine wenigen Sachen, die ich nicht am Leibe tragen konnte, in einen Queersack, und wanderte gerade in den wärmsten Sommertagen, voller Hoffnung, und Vergnügen von Gotha hinweg.

„Anfänglich wurde mir das Gehen ziemlich beschwerlich. Die Hitze der Jahrszeit, und die davon herrührende Müdigkeit, nöthigte mich, öfterer einzukehren, als der kleine Vorrath meines geringen Reisegeldes eigentlich erlaubte. In der Folge gelang mir zwar das Gehen besser, je mehr ich mich daran gewöhnte. Aber Hunger und Durst fuhren

ren dennoch immer fort, mich zu quälen, wenn ich diese Folterer nicht beständig zu befriedigen wußte. Das hatte ich nun freylich bey meiner Abreise gar nicht überleget, als ich es izt zu meinem Schrecken erfuhr; Denn mein Reisegeld schmolz im Kurzen so sehr zusammen, daß ich mich in der Folge genöthiget sahe, über Mittag gar nicht mehr einzukehren, und auch in den Nachtquartieren bloß mit Wasser und Brod verlieb zu nehmen.

„Natürlich mattete mich nun dieser Mangel an guten Nahrungsmitteln bald so sehr ab, daß ich fast von allen Kräften kam, und des Tages kaum einige Meilen mehr gehen konnte. Dennoch ließ ich meinen Muth nicht sinken, ob ich gleich so herunter gekommen war, daß ich mehr einem Gerippe, als einem lebenden Menschen ähnlich sah. Ein andrer an meiner Stelle würde sich vielleicht kein Bedenken daraus gemacht haben, sich durch Ansprechen mitleidiger Menschen zu helfen. Aber dazu war ich theils zu stolz, theils zu blöde. Lieber würde ich verschmachtet seyn, als daß ich hätte zum Betteln herabsinken sollen.

„Izt

„Itzt hatt' ich endlich — zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, das holsteinische Gebiet erreichet. Aber in welcher traurigen Lage? — von allem Gelde entblößt — von dem bisherigen Mangel an Nahrungsmitteln abgemattet, hatt' ich noch volle zehn Meilen, bis an den Ort, wo Dettmolds Vater wohnte, und eher, als bis ich dahin kam, gab mir niemand einen Bissen Brod umsonst. Meine silbernen Schuhschnallen hatt' ich unterwegs schon verkaufen müssen. Nichts hatt' ich an Kostbarkeiten weiter, und — meine wenige Wäsche konnt' ich unmöglich entbehren. Die zwey lezten Groschen, die ich besaß, verzehrte ich in dem ersten holsteinischen Wirthshause über Mittag. Zwey Nachtquartiere hatte ich noch vor mir, bis an den Ort meiner Bestimmung; womit sollt' ich diese bestreiten? —

„Wirklich standen mir die Haare zu Berge, als ich Abends das Wirthshaus eines kleinen Städtchens, wo ich über Nacht bleiben mußte, erreichte. Mehr als 6 Pfennige, hatt' ich nicht in der Tasche. Diese reichten noch nicht einmal zum Schlafgelde zu; wovon sollt' ich mir einige Bissen Brod kau-

sen? Hätt' es nicht eben sehr heftig zu regnen angefangen, ich wär unter freyem Himmel geblieben, und hätte mir für meine noch übrigen sechs Pfennige Brod gekauft."

„Aber so mußt ich mich doch entschliessen, in das Wirthshaus hinein zu gehen. Der Wirth empfieng mich sehr liebreich, und bot mir mancherley an, was meinen ermatteten Körper hätte erquicken können. Ich stellte mich aber krank, und bat blos um ein Nachtquartier, und um ein Glas Wasser. Kämpfend mit den Anfällen des Hungers, der mich um so mehr plagte, je mehr ich andre um und neben mir, mit vielem Appetite speisen sah, setzte ich mich in einen dunkeln Winkel des Zimmers, und überlegte nun bey mir, ob ich mich dem Wirthe, der ein artiger Mann zu seyn schien, entdecken wollte, um vielleicht Kredit bey ihm zu bekommen? In Zeit einer halben Stunde hatt' ich diesen Entschluß gefaßt, und eben war ich im Begriff ihn auszuführen, und den Wirth bey Seite zu rufen, als ein Wagen in Hof gefahren kam, und der Wirth wie ein Pfeil zur Thür hinaus sprang.

„Bald darauf trat ein junger Geistlicher in Reisekleidern herein, der ein Nachtquartier verlangte. Der Wirth machte viel Komplimente mit ihm — — und der Fremde trat nun näher nach dem Orte zu, wo ich saß, jedoch ohne mich zu bemerken. Bey hellerem Lichte, welchem er nun völlig gegen über stand, konnt' ich ihn bald genauer bemerken, und — man stelle sich mein freudiges Erstaunen vor! — es war Dettmold — mein edler treuer Dettmold selbst. —

„Gott sey gedankt!

dachte ich sogleich bey mir selbst,

„wenn seine Hülfe uns am nöthigsten thut,
„so ist er uns am nächsten. — Ich ha-
„be meinen Retter gefunden. —

Nur eine gewisse Art von Furchtsamkeit, ich möchte vielleicht durch meinen wirklich etwas derangirten Anzug, meinen Freund in Verlegenheit setzen, hielt mich zurück, daß ich nicht mit offenen Armen auf ihn zuflog. Ich verhielt mich also ganz still in meinem Winkel, schlug die Augen nieder, und wünschte nur, daß Dettmold einmal hinaus gehen möchte, da ich ihm denn sogleich nachzufolgen beschloß.

„Doch — mein melancholisches Ansehen machte ihn bald auf mich aufmerksam. Er betrachtete mich genauer, und nun wurde ich gewahr, daß er sich bey dem Wirthe nach mir erkundigte. Dieser hatte ihm weiter nichts sagen können, als daß ich ein Reisender sey, der sehr krank wäre. Mein Zustand hatte sein Mitleiden erregt, und dies hatte ihn denn bewogen, mich anzureden, und mir seine Dienstfertigkeit zu erkennen zu geben.

„Indem er nun in dieser Absicht ganz nahe auf mich zutrat, und mich noch schärfer ins Auge faßte — erkannte er mich: denn halb erschrocken, und halb erstaunt rief er aus:

„Gott! ists möglich? — Langermann!
„bist du es? — oder dein Geist? —

„Ich bin's —

antwortete ich, und — den Augenblick stürzten wir einander in die Arme —

„O! mein Dettmold! — mein Langer-
„mann! — welch' Entzücken, uns wie-
„der zu sehen! — wie ist es möglich —
„daß wir einander hier wieder finden? —
so riefen wir immer einer um den andern aus, und küßten uns die Freudenthränen von den

Wan-

Wangen. Voller Erstaunen standen der Wirth, und alle Anwesende in der Stube da, und viele schienen den wärmsten Antheil an dieser rührenden Scene der Freundschaft zu nehmen. —

„Aber nun vor allen Dingen —

sagte Dettmold,

„befriedige meine Neugierde! — wo kömmst „du her? und wo willst du hin?

Ich bat ihn, sich zu gedulden, bis uns der Wirth ein besonderes Zimmer eingeräumet hätte. Als wir uns nun dahin begeben hatten, fiel ich Dettmolden noch einmal um den Hals, vergoß von neuen Ströme von Thränen, und sagte:

„ich hab' einen Schritt gethan, lieber „Bruder, welcher mich nur denn gereuen „kann, wenn dein Herz nicht mehr das „vorige gegen mich wäre. Aber — ich „sehe, du bist noch der alte Dettmold, „der mich, bey unserer Trennung zu Je„na, bat, zu ihm zu kommen, wenn mir „es nicht nach Wunsch in meinem Vater„lande gienge.

Hierauf erzählte ich ihm die ganze Geschichte, und die traurige Reise, die ich hatte überstehen müssen. Noch hatt' ich nicht ganz vollendet, als er mir mit den Worten in die Rede fiel:

„Genug,

„Genug! lieber Langermann! — sey
„mir willkommen! du hast den Hafen dei-
„ner Ruhe erreichet! mit Freuden nehme
„ich dich auf in meine Arme, und — von
„nun an sorge für nichts mehr! Ich will
„dir Freund, Vater, Versorger, und
„alles seyn, was du dir nur immer wün-
„schen kannst. Seit unsrer Trennung
„hab' ich mich nach nichts mehr gesehnet,
„als dich wieder bey mir zu haben! Gott-
„lob! daß nun mein Wunsch erfüllt ist.—
Sogleich rief er den Wirth, uns eine Bou-
teille Wein, und einige Erfrischungen zu brin-
gen, und nun fuhr er fort, indem er zärt-
lich meine Hand faßte, und mich neben sich
setzen ließ:

„wie du siehst, bin ich versorgt. Ich ha-
„be eine sehr ansehnliche Pfarre vier Mei-
„len von hier bekommen. Eben komme
„ich von dort her. Ich habe die Probe
„gethan, und itzt bin ich im Begriff, wie-
„der zu meinem Vater zu reisen, welchem
„ich seit meinem Abgange von Jena, in
„seinem beschwerlichen Amte beygestanden
„habe. Ihm wird deine Ankunft eben
„so willkommen seyn, als sie mir ist: denn
„du kannst nun meine Stelle bey ihm so

„lange

„lange einnehmen, bis ich dir selbst eine „beständige Versorgung schaffen kann. Es „soll dir an nichts, was dein Herz nur „wünschen kann, etwas abgehen. Mein „Vater ist ein guter verträglicher Mann, „und du wirst, als mein Freund, wie „sein zweyter Sohn von ihm gehalten wer- „den. Meine Mutter ist vor dem Jahre „gestorben; meine einzige Schwester aber, „die ein ehrliches, offenes Landmäd- „chen ist, besorget ihm seine Wirth- „schaft — kurz ich verspreche dir nicht zu „viel, wenn ich dich zum voraus versiche- „re, daß es dich nicht reuen wird, dein „Vaterland, gegen das meinige vertau- „schet zu haben.

Wer war nun froher, als ich? eine Sonne des Glücks schien mir aufzugehen, und mit ihren ganzen Wonnestrahlen lächelte sie mich an. Ich konnte mich nicht enthalten, mich Dettmolden noch einmal um den Hals zu werfen, und — im Innersten der Seele von seiner Großmuth gerührt, sagte ich:

„Du bist mein Engel, Dettmold! — ich „übergebe dir mein ganzes Schicksal und „mein ganzes Leben wird nicht hinreichend

„seyn,

„seyn, dir meine Dankbarkeit gnugsam zu
„erweisen. —

Nach einer höchst vergnügten Abendmahlzeit, legten wir uns schlafen, und des andern Morgens brachen wir mit dem frühesten auf, um noch bey guter Zeit, in Dettmolds väterlichem Hause anzulangen. Ganz trunken vor Freude, war ich, als wir in den Hof hinein fuhren, wo ich das selige Ende meiner beschwerlichen Wallfahrt finden sollte. Bis an den Wagen kam uns Dettmolds Vater entgegen — ein ehrwürdiger Greis von einigen sechzig Jahren. Eine edle, freundliche, theilnehmende Miene — ein silberweisses Haar, und ein rothes gesund aussehendes Antlitz, mit der größten Treuherzigkeit verbunden; dies alles ließ mir diesen Mann auf den ersten Anblick liebgewinnen. Er umarmte seinen Sohn, und schien sich anfänglich über meine, als eines ihm ganz fremden Menschen Gegenwart zu wundern. Aber bald verwandelte sich seine Verwunderung in sichtbare Zärtlichkeit, als Dettmold zu ihm sagte:

„Das ist mein bester Freund, Langer-
„mann, lieber Vater! von welchen ich
„Ihnen schon so viel erzählt habe. Er

„will

„will mir das Vergnügen machen, sein
„Glück meinen Händen anzuvertrauen.

Sogleich faßte mich nun der redliche Alte am Arm, und führte mich unter den Worten:

„nun! so kommen Sie herein! sehen Sie,
„wie es Ihnen bey uns gefällt!

mit sich ins Haus. Ich wankte, wie in einem Göttertraume schwebend, neben ihm her; aber — wie ward mir vollends zu Muthe, als uns beym Eintritt ins Haus ein weibliches Geschöpf entgegen trat, das mehr einem Engel, als einem Menschen glich? Es war Maria, Dettmolds Schwester, ein Mädchen, das noch nicht achtzehn Jahre erreichet zu haben schien. Wenn man die Unschuld, die Tugend, und die Sittsamkeit, mit der blendendsten Schönheit verbunden, in einem Gemälde hätte darstellen wollen, so hätte man nur von Marien die Kopie nehmen dürfen. Sie war von mittler Größe, und schlank gewachsen, hatte dunkelbraunes Haar, blaue Augen, und eine regelmäßige Bildung. Dem ersten Strahl der Morgenröthe glich ihr blühendes Antlitz, und dem weißesten Marmor die Haut ihrer Hände, und ihres Halses.—

Dieses herrliche Mädchen flog ihrem Bruder in die Arme, und von da sogleich in die Küche, um uns einige Erfrischungen aufzutragen. Dettmold sagte auch ihr, wer ich sey, und sie warf mir einen Blick zu, woraus ich bemerkte, daß auch sie mich aus den Erzählungen ihres Bruders auf der vortheilhaftesten Seite kennen mußte. Als sie wieder zu uns in die Stube trat, und ich von den angenehmen Vorfällen, die mir begegnet waren, ganz berauscht, ziemlich in mich verschlossen da stand, sagte sie zu ihrem Bruder:

„ermuntre doch deinen Freund ein wenig!
„wie ich sehe, hat er eine ziemlich melancholische Miene mit aus Sachsen gebracht.

Ich entschuldigte mich bey ihr mit meiner itzigen Gemüthslage, und versprach ihr, künftig in ihrer Gesellschaft nie wieder eine saure Miene zu machen. Wir setzten uns zu Tische, und der Wein machte mich bald so aufgeräumt, daß Maria keine Ursache mehr fand, sich über meine Melancholie zu beschweren.

Nach

Nach Tische war es das erste, daß ich mich auf dem Klavier, das in der Wohnstube stand, und sehr schön konditionirt war, hören lassen mußte. Maria war eben so sehr Liebhaberin davon, als ihr Bruder. Bald fesselte ich ihr Ohr so stark an mein Spiel, daß sie alles andere dabey vergaß, um nur mir zuzuhören. Der alte Dettmold versicherte mich, daß er mich nun noch einmal so lieb haben würde, da ich im Stande wäre, seiner Leidenschaft für die Musik, so viel Nahrung zu geben.

„Alsdenn ließ sich Maria auch hören, und zwar — ohne vieles Bitten, welches mir einen neuen Beweis von der Offenheit ihres Herzens gab. Sie spielte ganz artig, und schien sich besonders auf Singstücke gelegt zu haben. Damals waren wir noch nicht so reichlich mit Gesängen in Deutschland versehen, als itzt. Die Arien, die sie sang, waren also größtentheils nur sehr mittelmäßig. In der Folge bestand denn nun auch eine meiner vornehmsten Beschäftigungen in diesem Hause, darinnen, neue Gesänge zu setzen, wozu ich in der Lage meines Herzens bald genug hinreichenden Stoff fand.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft im Dettmoldischen Hause that ich meine erste Predigt, und gefiel besonders dem Gerichtsherrn, der mit in dem Dorfe wohnte, ganz ungemein. Er versicherte mich dessen selbst, als ich ihm bald darauf meine Aufwartung machte, und versprach mir, alles, was in seinem Vermögen stünde, zur Beförderung meines Glücks beyzutragen.

„Der junge Dettmold blieb nur noch zwey Monate im väterlichen Hause. Alsdenn traf er seinen Dienst an, und unsre Trennung, war uns beyden fast eben so schmerzhaft, als die erste, ob wir gleich nur acht Meilen von einander wohnten. Nunmehr trat ich denn auch bey dem alten Vater völlig an seine Stelle. Ich stand ihm in seinem Amte bey, und machte mich dadurch so wohl bey ihm und seiner Tochter, als auch bey dem Gerichtsherrn, und der ganzen Gemeine ausnehmend beliebt.

„Ein Jahr über hatt' ich nun in diesem Hause das glücklichste und ruhigste Leben von der Welt geführt. Aber auch meine Glückseligkeit war jener Unvollkommenheit unterworfen, die auch unsre besten Tage mit trü-

ben

ben Wolken überzieht. Ich hatte alles mögliche, was mein Herz nur wünschen konnte; und doch nahm meine Zufriedenheit bald ein Ende.

„Die Liebe verbitterte mir das Leben. Mariens Reize hatten einen zu starken Eindruck auf mich gemacht, als daß ich mir nicht mehr, als ihre Freundschaft, die ich im reichlichen Maaße besaß, hätte wünschen sollen. Ueberhaupt befand ich mich damals in einer Lage, die ich nicht jedem, der ein fühlbares Herz besizt, wünschen möchte, ob sie gleich manchem reizend genug vorkommen wird. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich ein Mädchen liebte. Meine Armuth, mein eifriges Bestreben, etwas rechtschaffenes zu lernen, und der Mangel an Umgang mit dem andern Geschlecht, alle diese Umstände hatten mich noch nie an die Liebe denken lassen. Itzt kam sie mir nun selbst, in der Person eins Engels gleichsam entgegen, und mit ihrer ganzen Allgewalt faßte sie mich. Täglich gieng ich mit Marien auf das vertrauteste um. Oft waren wir mit einander allein. Aber meine Furchtsamkeit verschloß mir doch immer den Mund, wenn ich ihr meine Liebe hätte entdecken können, und dies machte mich elend.

Bald wurde ich still, und schüchtern gegen sie. Anstatt daß ich vorher mit der größten Offenherzigkeit mit ihr hatte sprechen können, so traute ich mich bald kaum mehr, sie anzusehen, oder mit ihr zu reden, aus Furcht, ich möchte ihr damit misfällig werden. Ich bildete mir ein, daß sie mich nur als ihren Freund betrachtete, ihr Herz aber mir niemals würde schenken wollen. Dies machte mich immer noch mistrauischer gegen sie. Die Folge davon war, daß ich mich zurück zog, aus Furcht, ich möchte sie durch meine Zudringlichkeit beleidigen. Maria hingegen wußte bald gar nicht mehr, wie sie mit mir dran war. Sie sah, daß ich mich von ihr entfernte, daß ich wenig mit ihr sprach, und ein fast mürrisches Betragen gegen sie angenommen hatte. Da sie mir nun nicht ins Herz sehen konnte, so nahm sie mein Betragen von einer ganz falschen Seite. Sie glaubte nämlich, ich hätte mein Herz von ihr abgewandt, und wollte ihr solches durch meine Zurückhaltung zu erkennen geben. Da sie sich aber nicht bewußt war, mich mit irgend etwas beleidiget zu haben, so verdroß es ihr, daß ich mich ihr zu entziehen suchte. Bald änderte sie denn auch ihr bisheriges Betragen

gen gegen mich, und behandelte mich wie einen Menschen, der kein Herz für sie habe. Mich bestärkte dieses immer mehr in den Gedanken, daß sie mir wirklich abgeneigt sey, und so entspann sich so gar eine gewisse Art von Disharmonie zwischen uns, die uns beyde einander völlig verkennen ließ. Während daß mein Herz in vollen Flammen der Liebe für Marien stand, und sie ihrer Seits wirklich auch mehr für mich fühlte, als bloße Freundschaft, machten wir einander scheele Gesichter, und ließen oft ganze Tage hingehen, ohne nur eine Sylbe mit einander zu sprechen. Der alte Vater sah' unser Misverständniß wohl, weil er aber die Tugend seiner Tochter kannte, so entdeckte er den wahren Grund desselben bald, wie Sie in der Folge meiner Geschichte sehen werden.

„Diese sonderbare Art von Liebe war es jedoch nicht allein, was mein Herz folterte. Auch die Eifersucht die allerabscheulichste Feindin menschlicher Ruhe gesellte sich noch dazu, um mich beynahe in Verzweiflung zu stürzen. Der Amtmann des Orts, ein junger ansehnlicher Mann von zwey und dreyßig Jahren, bewarb sich um Mariens Liebe, und — mir

 kam

kam es wenigstens so vor, als ob sie seine Aufwartungen mit Vergnügen aufnähme. Mich machte diese Entdeckung fast unsinnig. — Auf alle Fälle war dieser Amtmann eine sehr vortheilhafte Parthie für Marien. Ein unbescholtener Charakter, Gelehrsamkeit, und ein rechtschaffener Wandel machten ihn allenthalben beliebt. Er hatte einen einträglichen Dienst — kurz es war kein Flecken in ihm zu finden.

„Seine Besuche im Dettmoldischen Hause wiederholte er nun fast alle Tage. Aber seine Gegenwart war für mich eine Hölle. Ich entfernte mich, wenn ich es nur, ohne Verdacht zu erwecken, halbwege möglich machen konnte, um es nur nicht mit ansehen zu dürfen, wenn Maria freundlich mit ihm sprach, mich hingegen wie eine Null in der Gesellschaft behandelte.

„Endlich schien es, als ob mein Elend den höchsten Gipfel erreichen sollte Der Amtmann hielt förmlich um Mariens Hand, bey ihrem Vater an. Ich erfuhr solches von einem von des Amtmanns Freunden, und schon gieng ich damit um, das Dettmoldische Haus heimlich wieder zu verlassen, und

nach

nach Dännemark überzugehen. Denn die unaussprechliche Folter, meine so innigst geliebte Maria mit einem andern zum Altar gehen zu sehen, und ihrem Hochzeitfeste beyzuwohnen, glaubte ich gar nicht aushalten zu können. Alle Tage wartete ich nur noch auf die Nachricht, daß der Amtmann das Jawort erhalten habe, und dann — beschloß ich, auch keinen Tag länger im Dettmoldischen Hause zu bleiben. —

„Indem ich aber eines Morgens mit den schwermüthigsten Empfindungen über mein trauriges Schicksal aufgestanden war, kam, zu meinem größten Erstaunen, Maria selbst auf mein Zimmer, und bat mich mit vieler Freundlichkeit, daß ich sogleich zu ihrem Vater gehen möchte, weil er etwas wichtiges mit mir zu sprechen habe.

„Der Alte reichte mir treuherzig die Hand, als ich zu ihm hineintrat, und sagte: „Setzen Sie sich her zu mir, lieber Langermann! Sie wissen, ich bin gewohnt, „Sie als meinen zweyten Sohn zu betrachten! Sie haben sich um mich und mein „Haus verdient genug gemacht! Es ist „Zeit, Ihnen Ihre Verdienste so zu ver-

„gelten, wie es in meinen Kräften stehet. „Als Ihr zweyter Vater will ich also itzt „ein Paar Fragen an Sie thun, die Sie „mir aber von Grund des Herzens beant„worten müssen.

J. Bester Mann! Sie überhäufen mich mit „Güte! ich habe Ihnen schon so viel zu ver„danken, und noch lange hab' ich meine „Pflichten nicht so ganz gegen Sie erfül„let, als — —

D. Keine Umstände, lieber Freund! wir „wissen, wie wir zusammen stehen. Und „ich denke, Sie werden mir meine Fra„gen mit Ihrer gewohntem Aufrichtigkeit „beantworten.

J. Das schwöre ich Ihnen bey unsrer Freund„schaft zu.

D. Nun also! wollen Sie mein Substitut „werden? ich habe bereits das Wort von „dem Herrn Kirchenpatron.

Ich glaubte aus den Wolken zu fallen. Vor Freude und Erstaunen wußte ich kaum, wie mir geschah. Die Empfindungen meines Herzens raubten mir die Sprache. Ich faßte seine Hand, drückte sie mit Inbrunst, und — vermochte ihm nichts, als meine Thränen zu zeigen;

„Ich sehe, daß ich Sie überrasche,
fuhr der edle Alte fort,

„nehmen Sie sich Zeit! ich verlange kei-
„nen übereilten Entschluß. Haben Sie
„etwa einen andern Plan — — so —

„O nein! gar keinen andern,
fiel ich ihm ein,

„als Ihnen auf alle mögliche Weise mei-
„ne Dankbarkeit, für Ihre mir so reich-
„lich erwiesenen Wohlthaten zu beweisen.
„Was kann ich Ihnen also anders ant-
„worten, als daß Sie durch Ihr mir so
„unerwartetes Anerbieten, Ihrer Liebe
„für mich, die Krone aufsetzen, und —
„daß ich mich unendlich glücklich schätzen
„werde, hier eine Gelegenheit zu finden,
„wo ich Ihnen, wo möglich, noch mehr
„beweisen kann, wie sehr ich Sie liebe,
„und hochschätze.

D. Nun! das war also abgemacht. Ihre
„rechtschaffene Denkungsart ist mir Bür-
„ge dafür, daß wir Freunde bleiben wer-
„den. Aber — die andere Frage! —
„lieben Sie meine Tochter?

Hier war ich wieder ganz außer mir — doch
— ich faßte mein Herz zusammen — ich war
fähig zu antworten:

„O! mein bester Freund, und Vater!
„Sie ist die Seele meiner Seele, und —
„das höchste Gut, das diese Welt für
„mich hat.

D. Das ist mir lieb zu hören, ungeachtet ich
„es Ihnen schon längst abgemerket habe.
„Wollen Sie mein Schwiegersohn wer-
„den? —

Beynahe wäre ich ihm im Taumel meiner Freude zu Füßen gefallen. — Doch sank ich dem redlichen Vater, wie bewußtlos, in die Arme, und — ein Stom von Freudenthränen entquoll von neuem meinen Augen. —

„Ach! mein Vater!

rief ich aus,

„das ist zu viel! ich erliege meinem Glücke
„— ich kann's nicht ertragen — es wä-
„re Seligkeit des Himmels für mich, in
„Mariens Armen — —

Hier verließ mich die Sprache — ich zitterte für Freude und alle meine Besonnenheit schien dahin zu schwinden. Der Alte aber kam mir wieder zu Hülfe, indem er sagte:

„Ihre Wärme gefällt mir, lieber Lan-
„germann! meine Tochter wird einen gu-
„ten Mann an Ihnen bekommen, und —

„ihr

„ihr werdet mir Freude auf meine alten
„Tage machen.

„Aber bester Vater!
fiel ich ihm nun hier wieder ein,
„ich begreife doch wirklich mein Glück noch
„nicht ganz: denn — man hat doch all-
„gemein geglaubt, daß der Herr Amt-
„mann —

D. Er hat um sie angehalten, das ist wahr.
„Aber ich habe sie Ihnen schon längst in
„meinem Herzen versprochen, und —
„mein Wort halte ich auch mir selber.
„Der Herr Amtmann wird sich auch dessen
„gern bescheiden, so bald er die wahren
„Umstände erfährt. Er ist ein zu feiner
„Mann, und zu sehr mein Freund, als
„daß er sich deswegen beleidiget finden
„sollte.

J. Nun! so wär' ich denn der glücklichste
„Mensch unter der Sonne! — herzlicher
„Dank sey dir, o Gott! dafür gebracht,
„daß du mir den wärmsten Wunsch mei-
„nes Herzens erfüllt hast! — Aber weiß
„es denn meine Maria schon? —

D. Noch nicht völlig. Gehen Sie zu ihr!
„Sie werden leicht mit ihr einig werden
„können! und wenn Sie es sind, so kommt
„beyde

„beyde her zu mir! ich will euch meinen
„Segen darüber geben.

Auf Flügeln der Liebe eilte ich nun zu meinem innigst geliebten Mädchen. Ich fand sie an ihrem Nähtische in der ordentlichen Wohnstube, wo sie sich meistentheils aufzuhalten pflegte. Aber glauben Sie wohl, daß mir die Worte auf der Zunge erstarben, da ich nun von einer Sache, die der ganze Wunsch meines Herzens war, mit ihr reden sollte? — Zitternd an allen Gliedern trat ich hin vor sie, und sagte:

„Liebe Mademoisell! Ihr Vater sendet mich
„zu Ihnen — Wir haben eben sehr wich-
„tige Dinge mit einander abgemacht —
„und — da wollt' ich denn auch mit Ih-
„nen davon sprechen. —

Mehr dazu vorbereitet, als ich es anfänglich war, wußte sie sich auch besser zu fassen.

„Setzen Sie sich zu mir, liebster Freund! antwortete sie,

„was haben Sie mir zu sagen? denn da
„es von meinem Vater kömmt, so werde
„ich es wohl anhören können.

Dieser freundliche Empfang machte mir Muth, ihre Hand zu fassen, und sie mit vieler Wärme in die meinige zu schließen. Sie gestattete

tete es, und sah mir mit dem holdseligen Lächeln eines Engels in die Augen.

„Ihr Herr Vater,

fuhr ich fort,

„hat mir die Substitution der hiesigen
„Pfarre versprochen, und mir zugleich
„Erlaubniß gegeben Ihnen mein Herz,
„und meine Hand anzubieten. —

„Der gute rechtschaffene Vater!

antwortete sie, und eine warme Thräne quoll ihr aus den Augen. Ich fuhr weiter fort:

„ich muß gestehen, er hat mich damit sehr
„überrascht: denn nie glaubte ich zum Be-
„sitz eines Guts gelangen zu können,
„das ich schon halb und halb in andern,
„— und vielleicht bessern Händen sah.
„— Ach! Maria! keine Zunge vermag
„es auszusprechen, wie warm, und zärt-
„lich ich Sie liebe. Von je her waren
„nur Sie der Inbegriff aller meiner Wün-
„sche. O! und wie viel habe ich nicht ge-
„litten, indem ich fürchtete, daß Ihr vor-
„trefliches Herz nur Freundschaft für mich
„empfände! — Ihr Herr Vater hat mir
„einige Hoffnung gemacht, daß Sie mich
„vielleicht nicht vergebens nach Ihrer Lie-
„be würden seufzen lassen. Und nun —

„sagen

„sagen Sie mir — was kann ich von Ih-
„nen hoffen? — werden Sie mir Ihr
„Herz, und ihre Hand schenken können?
„—

„Sie besitzen beydes schon längst, lie-
„ber Langermann!

antwortete sie zu meiner ganz unaussprechli-
chen Freude,

„Sie gefielen mir auf den ersten Anblick,
„da ich Sie sahe. Mein Vater ist gütig
„genug gewesen, die Wahl meines künf-
„tigen Mannes meinem Herzen allein zu
„überlassen, und — zum Glück für
„uns alle, kamen seine Wünsche mit den
„meinigen überein.

J. So ist es denn wahr, daß Sie meine
„Hand annehmen wollen?

M. So wahr, als dies Herz nur für Sie
„schlägt, und nur Ihnen gewidmet ist.

J. O! unermeßliches Glück! ich erliege dar-
„unter. Ach! meine innigst Geliebte!
„lassen Sie mich in Ihren Armen die Em-
„pfindungen ausströmen, die mein Herz so
„heftig durchbeben! —

Itzt sanken wir beyde einander in die Arme, drückten uns fest an unsere Herzen, und — namenlose Seligkeit machte mich trunken vor

Ent-

Entzücken, da unsre Lippen sich fanden, und die ersten Küsse der Liebe den Bund besiegelten, den unsere Herzen bereits geschlossen hatten. — —

„Nun standen wir auf, und giengen Arm in Arm zu unserm Vater, der uns sogleich auch in seine Arme schloß, und unter den merkwürdigen Worten:

„Gott segne euch, liebe Kinder! — lan-
„ge werde ich nicht mehr Zeuge eures
„Glücks seyn, das ahndet mir; aber
„— auch in der Ewigkeit werde ich
„mich darüber freuen, zwey so gut ge-
„artete Herzen zusammen gebracht zu ha-
„ben.

unsere Verbindung nochmals bekräftigte.

„Und so war denn also mein Glück völlig gemacht. Denselben Tag noch gieng ich zum Kirchenpatron, erhielt ohne Umstände von ihm das Wort, und nun traf ich die übrigen dabey nöthigen Anstalten zu meinem Examen, und zu meiner Einsetzung. In Zeit von zwey Monaten war dies alles glücklich zu Ende gebracht, und mit Freuden nahm mich nunmehr die ganze Gemeine zu ihrem Seelsorger auf. Ein Vierteljahr drauf feyerte ich

ich meine Hochzeit mit Marien. Mein neuer Schwager und alter Freund Dettmold, verherrlichte mir durch seine Gegenwart, und wahre Theilnahme an meinem Glück, diesen für mich so seligen Tag noch mehr, und der alte Vater lebte in dem Glück seiner Kinder gleichsam von neuem auf; denn es ereignete sich bey meiner Hochzeit auch dieser glückliche Zufall, daß mein Schwager ein Frauenzimmer in der Gesellschaft fand, die sein Herz gewann, und welcher er bald darauf auch seine Hand gab.

„Nichts schien nun zur Vollendung unserer aller Glückseligkeit mehr zu mangeln. Aber auch wir sollten die Veränderlichkeit menschlicher Dinge noch besser empfinden, als ich sie schon in meinem vorherigen Leben erfahren hatte. Ein schrecklicher und höchst trauriger Vorfall störte ein halb Jahr nach meiner Hochzeit die wollüstige Ruhe, in welcher wir unsere Tage dahin lebten. Ein Schicksal, war uns vorbehalten, woran wir um so weniger dachten, da es die Folge einer Begebenheit war, die sich seit Menschengedenken, in Holstein nicht ereignet hatte.

Eines Morgens, da ich noch in den Armen meiner Maria, den süssesten Wonneschlaf genoß, pochte jemand mit großer Heftigkeit an unsere Zimmerthür, und ich vernahm sogleich die Stimme unsers Knechts, welcher mir mit großer Aengstlichkeit zurief: „es wäre diese Nacht ein Damm gerissen „— der ganze Hof stünde schon voll Wasser — wir möchten uns den Augenblick „retten, sonst wären wir alle verloren.—

Wer die Gefahr solcher Vorfälle, wie dieser war, kennt, der wird sich die Größe meines Schreckens darüber leicht vorstellen können. Der Theil von Holstein, worinn wir wohnen, liegt so tief, und die Kanäle, von welchen es durchschnitten wird, stehen so hoch, daß, so bald nur ein einziger Damm reißet, das ganze Land, mit der schreckbarsten Fluth überschwemmet wird, und alles, was Odem hat, ohne Rettung ertrinken muß.

„Wie ein Pfeil sprang ich aus dem Bette und warf meine Kleider über. Meine Frau that ein gleiches. Ehe wir aber noch ganz damit fertig werden konnten, war die Fluth schon so hoch aufgewachsen, daß der Hof schon voll Wasser stand, und wir ohne Le-

bensgefahr nicht mehr zum Hause hinaus konnten. Ich wollte die Treppe hinab, aber indem ichs begann, wuchs das Wasser schon bis an das erste Stockwerk hinan. Meine Frau zog indessen unsern Vater aus dem Bette, und half ihn ankleiden. Knecht und Mägde hatten sich schon längst aus dem Hause begeben, und sich nebst mehreren Menschen auf den Kirchthurm gerettet. Noch hatte der erschrockene Vater kaum seinen Schlafrock übergeworfen, so mußten wir uns alle zusammen schon auf den Oberboden flüchten. Bald waren wir auch hier nicht mehr sicher: denn das Wasser trat mit unwiderstehlicher Gewalt und mit äußerster Schnelligkeit immer höher und höher. Schon standen wir bis an die Knie auch auf dem Oberboden im Wasser. Meine Frau schrie und weinte, und mein Schwiegervater betete um ein seliges Ende. Was war nun in dieser schrecklichen Gefahr zu thun? Ich stieß einige Ziegel vom Dache hinweg, und machte damit ein so grosses Loch, daß ich hinaus steigen konnte. Ein großes Brod, das ich aus Vorsicht noch mitgenommen hatte, war das erste, was ich glücklich mit hinauf brachte. Aber wie nun auch Frau und Vater mit hinauf bringen? Beyde

riefen

riefen mich um Erbarmen und um Hülfe an. Maria faßte zuerst meine Hand, und da sie leicht war, so brachte ich sie bald hinauf. Sie nahm mir sogleich das Brod ab, und suchte sich auf dem Dache, durch Abreissung mehrerer Ziegel feste zu setzen. Ich hingegen faßte nun den Vater an, jedoch konnt' ich dieses auch nur mit einer Hand: denn mit der andern mußte ich mich selbst feste halten, daß ich das Gleichgewicht nicht verlor, und dem Vater zum Heben die Gewalt geben konnte.

Aber — großer Gott! — meine Kräfte reichten nicht zu, den unglücklichen alten Mann, der sehr dick, und unbehülflich war, in die Höhe zu heben. Maria konnte mir nicht helfen, weil sie vor mir keinen Raum hatte, mit ihrem Arme das Loch zu erreichen. Der Vater selbst war schon in Todesangst, und völlig außer Fassung, sich selbst mit zu helfen. Dennoch brachte ich ihn so weit, daß er mit den Armen die Latte, worauf die Ziegel gelegen hatten, erreichte. Schon schöpfte ich Hoffnung, ihn vollends ganz herauf ziehen zu können; als plötzlich die Schwere seines Körpers, über ihn selbst, und mich die Oberhand gewann. — Er fiel wieder

zurück, zog mich — da ich Anfangs nicht loßlassen wollte hinter sich drein, und — hätt' ich mich mit der andern Hand nicht recht fest angehalten, — ich wäre zugleich mit ihm in die Fluth zurück gefallen: — denn — so wie der unglückliche Greis mir aus der Hand wich, so bald schlug auch das Wasser über ihm zusammen, daß er in einigen Minuten erstickte. —

„Im Untertauchen hielt er noch die eine Hand in die Höhe, als ob er noch nach Hülfe strebte. Aber — wir mußten ihn vor unsern Augen dahin scheiden sehen, ohne ihm helfen zu können. Meine Frau weinte und jammerte so sehr, daß ich alle meine Beredsamkeit zusammen nehmen mußte, sie zu trösten, und ihr die Nothwendigkeit, auf ihre eigene, und die Rettung des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trug, bedacht zu seyn.

„Inzwischen fühlte ich, daß das Haus, auf dessen Gipfel wir saßen, bereits vom Wasser loßgeweicht war, und wie ein Schiff dahin schwamm. Dies machte mir unaussprechlich bange: denn ich befürchtete, es möchte umschlagen, da wir denn auf alle Fälle, mit unserm unglücklichen Vater gleiches

ches Schicksal gehabt haben würden. Um nun diesen Unfall nach Möglichkeit zu verhüten, fing ich an, die Ziegel von dem Dache zu reißen, um dadurch das Haus, an seinem obern Theile, leichter als unten zu machen, und das Umsinken zu verhindern. Unter unglaublicher Gefahr, und Arbeit gelang mir es auch, daß ich in Zeit von einer Stunde, alle Ziegel loßriß, und dadurch das Haus erleichterte. Nunmehr schwamm es, wie ein leichtes Fahrzeug dahin, und vor dem Umsinken waren wir nun völlig sicher.

Aber Gott! — welch' ein jammervolles Gemälde stellte sich nun meinen Augen dar, als ich endlich mit dieser Arbeit fertig, meine Blicke auf die Gegenstände um uns her fallen ließ! — eine unabsehliche Fluth, die wie ein großes Meer daher wallte, hatte das ganze Land überschwemmt. So weit mein Auge reichte, sah' ich nichts, als Wasser. Alles, was Leben und Odem hatte, schien in den Fluthen dieses grausamen Elements begraben zu seyn. Nur die Spitzen der Kirchthürme, und einiger hoher Bäume ragten noch darüber hervor. Mehrere schwimmende Häuser erblickte ich in der Ferne, wie das unsrige.

Aber die meisten waren vom Wasser zerrissen, und ihre Bewohner waren die Beute der Wellen geworden. Fürchterlich war das Getös, das die Fluthen erregten, und erbärmlich das Schreyen vieler Menschen, die sich, wie wir, auf die Dächer geflüchtet hatten. Dort schwammen einige auf abgebrochenen Bäumen, und wieder andre auf abgerissenen Stücken von Häusern dahin, und alle riefen wehmüthig, aber umsonst, Gott, und Menschen um Hülfe an. Eine große Menge derselben mußte auf diese Art noch ertrinken, und viele, die für keine Nahrungsmittel hatten sorgen können, wurden in der Folge noch dem Hunger zum Raube.

„Auch wir würden endlich gewiß auch noch dasselbe Schicksal erlitten haben, wären wir nicht auf eine ganz sonderbare Weise gerettet worden. Die Fluth hatte unser Haus bereits so weit von der Gegend unsers Dorfs hinweg geführet, daß ich von unserer Kirchthurmsspitze, die wir immer noch vor Augen gehabt hatten, bald gar nichts mehr sah. Endlich spürte ich, daß wir nicht mehr schwammen, sondern unser Haus, vermuthlich an einem Damme, feste saß. Beynahe vier und

zwan-

zwanzig Stunden waren vergangen, und das Wasser hatte nur noch wenig abgenommen. Nirgends sahen wir Rettung vor uns: denn keine menschliche Seele war mehr zu sehen, oder zu hören. An dem Brodte, das wir mitgenommen hatten, fanden wir zwar so viel Nahrung, uns einige Tage über vor dem Hunger zu schützen. Aber wovon hernach leben, wenn dieser kleine Vorrath aufgezehrt war? — über dies quälte uns der Frost, besonders des Nachts, ganz unaussprechlich. Ich hatte nichts als einen blossen Oberrock, ohne Weste, und meine Frau war fast gar nur in der Nachtkleidung; — kurz, unser Elend wurde je länger, je grösser, und — bald schien uns nichts mehr übrig zu seyn, als der Tod.

„Zwey Tage und zwey Nächte hatten wir nun schon in dieser fürchterlichen Lage zugebracht, als wir am dritten Tage früh, das Rufen einiger Menschen von weiten vernahmen. Es war mir, als ob mir die Gottheit den süßen trostreichen Gedanken einflößte, daß diese Stimmen von Leuten herrührten, die zu unserer Rettung herbey eilten: denn das Wasser war bereits über die Hälfte

wieder gefallen. Wir strengten beyde also unsere noch übrigen Kräfte dran, durch Schreyen den Rettenden unser Daseyn zu erkennen zu geben, und sie zur Hülfe aufzufordern.

„Allenthalben sah' ich mich dabey um, ob ich nichts in der Ferne gewahr werden könnte. Eine halbe Stunde vergieng, und noch bemerkte ich nichts. Endlich — welch' ein Strahl von Freude, der unsere Seelen durchglühte! — endlich sahen wir ein Fahrzeug auf uns zugerudert kommen. Wir verdoppelten unser Rufen, und dann hatten wir das Vergnügen zu hören und zu sehen, daß man uns antwortete, und die Hüte in die Höhe warf.

„Gott sey ewig Lob und Dank! sagte ich zu meiner Frau,

„nun sind wir gerettet. Man bemerkt
„uns, und man eilt zu unserer Hülfe her-
„bey.

Meine Frau vergoß Thränen für Freude. Bald war uns nun das Fahrzeug so nahe, daß wir die Menschen darauf genau erkennen konnten. Es waren vier Männer, und darunter — man stelle sich unser Entzücken vor — mein Schwager, der ehrliche Dettmold.

— „Schon

„Schon von fern reckte er seine Hände nach uns aus, und rief uns seine Bereitwilligkeit uns zu retten, zu. Und, da er denn so nahe kam, daß wir mit einander sprechen konnten, welche Wonne durchströmte unserer aller Herzen! — Doch — bald wurde seine Freude wieder getrübt, als er den Tod unsers unglücklichen Vaters von uns vernahm: denn er hatte auch ihn, vielleicht noch am Leben zu finden, sich geschmeichelt.

Itzt half man uns nun alle beyde in das Fahrzeug, gab uns wärmere Kleider, und ließ uns einige Gläser ungerischen Wein trinken, den mein Schwager zu dem Ende mitgebracht hatte. Dadurch erwärmten wir bald uns wieder, und dann richteten wir insgesamt unser Gebet zu Gott, und dankten ihm für die unverhoffte Errettung, die uns noch zu rechter Zeit wiederfahren war. Da wir in der ganzen Gegend keine menschliche Seele weiter fanden, die unserer Hülfe bedurfte, so kehrten unsere Retter mit dem Fahrzeuge wieder um, und fuhren dem hohen trockenen Lande zu. Während der Zeit erzählte uns nun mein Schwager, wie er selbst zu unserer Rettung herbey gekommen sey. Die

Gegend, wo er wohnte, lag viel höher, als die unsrige. Die Ueberschwemmung hatte ihn also nicht mit betroffen. Da ihm nun das geschehene Unglück hinterbracht worden war, so hatte er sogleich geeilet, zu unserer Rettung herbey zu kommen. Am Ende des hohen Landes hatte er denn also ein Fahrzeug genommen, um zu sehen, ob wir noch irgendwo lebendig zu finden seyn würden. Es hatte ihm geglückt, daß er kaum einige Stunden gefahren war, da er denn unser Rufen von weiten gehöret hatte, und sodann dem Schalle nach auf uns hatte zurudern lassen.

„In zwey Stunden befanden wir uns dann glücklich auf dem hohen Lande. Hier stiegen wir aus, nahmen in einem Pfarrhause einige Erfrischungen ein, und fuhren sodann zu meinem Schwager, wo wir, Gottlob! ohne Krankheit, in einigen Tagen uns völlig wieder erholten.

„Inzwischen fiel das Wasser vollends ganz, und ließ uns nun den traurigsten Anblick der Verwüstungen zurück, die es angerichtet hatte. Da war die ganze Gegend, wie mit Schlamm überzogen, kein Dorf, kein Haus war mehr zu sehen, so gar viele Kirchen lagen unter dem Schlamme begraben. Felder, Wiesen, und Gärten,

ten, alles war ruinirt. Kein Stück Vieh war mehr vorhanden, und viele hundert Leichen lagen zerstreuet umher, außer denen, die das Wasser mitgenommen hatte. Unter den lezteren befand sich auch unser Vater. Vergebens liessen wir ihn suchen, um ihm unser leztes Todtenopfer zu bringen. Nur wenig Menschen waren gerettet worden, und alle Habe, und Güter hatte die Fluth auf immer verschlungen. Kurz, es war allenthalben eine so entsetzliche Verwüstung, daß noch itzt das Land die traurigen Folgen davon spüret.

„Wo meine Pfarre gestanden hatte, sah man gar nichts mehr. Ganzer drey Jahre vergiengen, ehe man die Dämme wieder bauen konnte. Und eben so lange hatte ich weder Haus noch Gemeine. Nur auf herrschaftliche Kosten brachten wir unser Leben hin. Wohlthätige Menschen aber unterstützten mich, daß ich fünf Jahre nach diesem großen Unglück wieder in meiner Pfarre einziehen, und meinen Dienst wieder antreten konnte. Ganz besonders hab ich die Güte meines Schwagers dabey zu rühmen: denn an ihm fand ich, in dieser traurigen Periode meines Lebens, einen wahren Freund in der Noth, und einen Mann, dergleichen gewiß nur selten einer den Schauplatz der Welt betritt. „Sicht-

„Sichtbarlich spürte ich jedoch in der Folge den Segen Gottes in meinem Hauswesen. Meine Frau, die mir noch itzt meine Tage versüßet, half mir durch gute Wirthschaft alles das wieder gewinnen, was ich bey der großen Ueberschwemmung verloren hatte. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß der Herr großes an mir gethan hat, und bis in Ewigkeit werde ich ihn dafür rühmen und preisen.— —“

Hiemit endigte der alte Langermann seine Erzählung. Ich aber habe weiter nichts hinzu zu setzen, als den Wunsch, daß meine Leser eben so wenig lange Weile dabey mögen gefunden haben, als ich bey Anhörung dieser merkwürdigen Geschichte hatte.

Die
Folgen der Verleumdung.

Neun und dreyßigste Scene.

Es wundert mich, daß die Geschichtschreiber der Menschheit, uns so wenig Beyspiele von den Zerrüttungen aufstellen, welche die Verläumdung in der menschlichen Gesellschaft anrichtet. Je allgemeiner dieses Laster über uns herrscht, desto mehr sollte man ihm entgegen zu arbeiten suchen. Ich habe einige Erfahrungen von den traurigen Folgen der Verleumdung gemacht. Vielleicht thue ich denn manchem, der diese Pest der menschlichen Gesellschaft so sehr haßt, als ich, einen Gefallen damit, wenn ich ein Gemälde davon entwerfe, wozu ihm seine Weltkenntniß gewiß schon manches Original vorgestellet hat.

Der

Der Herzog von ** sezte einen jungen Justizbeamten von vier und zwanzig Jahren, auf eines seiner Kammergüter, das an einer mittelmäßigen Landstadt lag. Friedreich, so hieß der junge Beamte, war ein Anverwandter des Rath Hennigs, eines Günstlings des Herzogs, und dem Vorspruch dieses seines Vetters hatt' er auch eigentlich seine frühe Beförderung zu danken. Er war ein junger Mann von geradem, festem Charakter. Alle Kabalen, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, und alle Falschheit haßte er, und nichts verabscheute er mehr, als Intriguen, Schmeicheleyen, Achselträgereyen, und, wie die übrigen dem ähnlichen Laster alle heissen mögen, deren Lauf leider in der großen Welt so gewöhnlich ist. Immer sagte er die Wahrheit, es mochte dem, welcher sie hören mußte, gelegen seyn, oder nicht; und nichts konnte ihn mehr aufbringen, als wenn er selbst durch Unwahrheit hintergangen wurde.

Der Herzog schätzte ihn wegen dieser seiner, wirklich seltenen Eigenschaften hoch. Sein Vetter, der Rath Hennig aber, urtheilte sehr recht, wenn er glaubte, daß sich Friedreich weit besser zum Justizbeamten auf

dem Lande, als zu einer Bedienung in der Residenz schickte. Und dies war denn auch die Ursache, daß er ihn, dem Herzog zu der ersteren Stelle empfohl, die er, nach den Verhältnissen, worinn er stand, ohne Umstände erhielt.

Uebrigens besaß Friedreich ein überaus gutes äußerliches Ansehen, und sehr glücklich wußte er sich in die Würde zu setzen, die sein neuer Stand erforderte. Ein sanftes, großmüthiges, verträgliches, und biegsames Herz machte ihn dem Menschenfreunde eben so schätzbar, als sein wohlgebildetes Betragen ihm die Liebe, und Hochachtung aller dererjenigen erwarb, mit welchen er Umgang hatte.

Bald wußte er sich bey seinen Amts-Unterthanen eben so sehr in Ansehen zu setzen, als sie ihn wegen seiner Menschenfreundlichkeit liebten. Zwar äußerst strenge gegen Laster, und Verbrechen, war er aber auch die Güte selbst, so bald er sah, daß solche angewandt war, und daß man sie verdiente. Unstreitig hätt' er auf diesem Wege eben so gewiß sein eigenes Glück gefunden, als er seinen Untergebenen damit nützlich war, wären nicht bald Umstände, und Verhältnisse

eingetreten, die ihn zum Opfer eines Lasters machten, das ungestraft so viel Unheil in der Welt stiften darf, nämlich der Verleumdung.

Neben ihm befand sich nämlich auf dem herrschaftlichen Kammergute noch ein Rentverwalter, der eine sehr häßliche Frau, und eine sehr schöne Tochter hatte. Die Mutter war in ihren jüngern Jahren Favoritin eines Ministers unter der vorigen Regierung gewesen, ihr Mann hatte bey eben demselben Herrn die Stelle eines Haussekretairs bekleidet. Weil er sich nun hatte entschließen können, die Favoritin zu heirathen, so war ihm auf Empfehlung ihres Gönners, diese sehr einträgliche Stelle zu Theil worden. Das Haus- und Familienregiment besaß nun zwar seine ziemlich herrschsüchtige Gattin völlig, und mit der äußersten Strenge des Despotismus bediente sie sich desselben. Doch hatte der Rentverwalter seine Casse, und seinen Beutel, von je her, vor ihr zu sichern gewußt; daher er sich denn auch in ziemlich leidlichen Vermögensumständen befand.

Von dem Charakter dieser Dame wollen wir hier kein ausführliches Gemälde entwerfen, weil man ihn in der Folge dieser Geschich-

te genau genug kennen lernen wird. Allein von Julianen, ihrer Tochter, müssen wir doch eher einige Worte sagen. Sie stand eben damals, wie der neue Beamte hinkam, in ihrem neunzehnten Jahre. Als eine der schönsten Brünetten, die ich jemals gesehen habe, verband sie mit einer Menge körperlicher Reize, ein gewisses einschmeichelndes Betragen, das zwar, im Grunde blos in Koketterie bestand, welchem sie aber doch den Anstrich der Natur so geschickt zu geben wußte, daß nur ein sehr erfahrner Beobachter dazu gehörte, um unter der Maske ihrer höfischen Verstellungskunst ihren wahren Charakter zu entdecken. Einen Theil dieser Bildung hatte sie zwar dem Unterricht ihrer Mutter zu danken, welche als Favoritin eines großen Herrn sich in dergleichen Künsten hatte üben können. Da aber auch mehrerer Umgang mit der großen und feinen Welt dazu gehöret, um es hierinn zu etwas Ganzem zu bringen, so sorgte die Mutter schon dafür, daß Juliane eine geraume Zeit über, bey einer Freundin in der Residenz sich aufhalten durfte, wo sie sich denn auch wirklich so vervollkommnete, daß der sorgsamen Mutter nichts mehr an ihr zu wünschen übrig blieb.

Juliane schien also das offenste, und edelmüthigste Herz zu besitzen; gleichwohl war es voller Tücke und Bosheit. Sie schien die Aufrichtigkeit selbst zu seyn, und war doch das falscheste, und arglistigste Mädchen unter der Sonne. Tugend und Keuschheit führte sie unaufhörlich im Munde, und dennoch besaß sie im Grunde einen unwiderstehlichen Hang zur Wollust. Oeffentlich wußte sie ihre Anbeter mit vieler Kunst, in Ehrfurcht für sie zu erhalten; im geheim aber pflegte sie ihnen Freyheiten zu verstatten, worüber ein tugendhaftes Mädchen vor sich selbst erröthen würde.

Mit ihrer Mutter hatte sie übrigens die sehr fruchtbare Gabe gemein, jedermann über die Klinge ihrer Verleumdung springen zu lassen, und in dem Stücke thaten es beyde oft den pöbelhaftesten Klatschweibern zuvor. Man kann sich leicht vorstellen, daß derjenige, der das Unglück hatte, ein Gegenstand der Beredsamkeit dieser beyden Damen zu werden, den feindseligsten Verunglimpfungen nicht zu entgehen vermochte.

So war nun das Haus beschaffen, neben welchem unser junger Beamter zu wohnen,

nen, und mit dem er umzugehen nicht vermeiden konnte. Kaum war seine Ernennung zu diesem Amte ruchtbar worden, so entwarf die Rentverwalterin auch schon den Plan, ihm Julianen zur Ehegattin in die Hände zu spielen, und diese hörte mit Vergnügen von ihrer Mutter, daß ihre beyderseitigen Absichten zusammen trafen.

Friedreich wurde daher, in dem Hause des Rentverwalters mit außerordentlicher Wärme, und mit den Zeichen der größten Achtung aufgenommen. Vater, Mutter und Tochter kamen ihm mit Freundschaft, und Wohlwollen entgegen, und leztere wetteiferten ordentlich mit einander, auch die geringsten seiner Wünsche zu erfüllen. Man lud ihn zu Gaste, machte ihm Vergnügungen, wo man konnte, und wußte, und schien an allem möglichen, was seine Person betraf, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Natürlich mußte nun dieses außerordentlich freundschaftliche Betragen des Rentverwalters und seiner Familie, unserm Friedreich, der wenig Weltkenntniß besaß, ungemein gefallen. Da er selbst der ehrlichste, und offenste Mann von der Welt war, so setzte er auch in die Ehr-

 lichkeit

lichkeit anderer, die ihm mit Freundschaft und Liebe entgegen kamen, kein Mistrauen. Er liebte, und schäzte alle Menschen und eben so glaubte er auch sich, von jedermann geliebt und geehrt. So viel sah' er dann nun wohl ein, daß Rentverwalters auf etwas mehr, als bloße gegenseitige Freundschaft, bey ihm ausgehen möchten. Da er aber an Julianen Reize, und Vorzüge genug zu finden glaubte, um sie seiner Hand für würdig zu halten, so war auch eben nicht abgeneigt, die Wünsche der Familie, künftig vielleicht zu erfüllen, da zumal der Rentverwalter in guten Vermögensumständen, und Juliane einst seine einzige Erbin war.

Freylich gefiel ihm manches nicht ganz, was in dem Hause des Rentverwalters vorgieng. Besonders waren die häufigen Gesellschaften, und der Zuflug junger Herren, die insgesamt um Julianens willen zu kommen schienen, nicht eben recht nach seinem Geschmack: denn da traten bald eine Menge junger Offiziere auf die Bühne, bald kamen Studenten, bald fanden sich allerhand Gecken, und Höflinge aus der Residenz ein: und all' der Schwarm von jungen Herren machte Julianen den Hof.

Allein, da sich die schlaue Schöne, in Friedreichs Beyseyn, sehr zurück zu ziehen, und jeden ihrer Anbeter von sich zu entfernen wußte, so sezte der ehrliche Beamte in ihre Tugend kein Mistrauen, und so verlor sie dadurch auch nichts von der Hochachtung, die er einmal für sie gefaßt hatte.

Ein Jahr war ihm in dieser Lage verstrichen, und noch lebte er mit Rentverwalters in der schönsten Eintracht. Schon begann er näher zum Ziel zu schreiten, und der Entschluß war bereits bey ihm gefaßt, Julianen seine Hand anzubieten. Er ließ ihr solches von weiten merken, und die glänzendsten Hoffnungen der Zukunft beseelten sie und ihre Mutter. Allein itzt ereignete sich ein Vorfall, welcher dem Beamten, seine Geliebte auf einer sehr nachtheiligen Seite darstellte, und zugleich das ganze Gebäude ihrer Hoffnungen, über den Haufen warf.

Friedreich war in Geschäften verreiset gewesen. Er kam eher zurück, als man ihn vermuthete, und zwar des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr. Alles lag im tiefen Schlafe; niemand hörte ihn kommen; früh schlief sein Bedienter länger, als gewöhnlich;

bey Rentverwalters hatte man also keine Nachricht von seiner Ankunft. Ihn selbst aber trieb eine gewisse Unruhe, die ihn quälte, früher aus dem Schlafe, als sonst. Er stand auf, und trat an's Fenster, um sich an der Pracht der aufgehenden Sonne zu ergötzen.

Seine Fenster giengen in den Schloßgarten. Noch hatt' er kaum eine Viertelstunde da gestanden, so sah' er Julianen im äußersten Negligee am Arm eines Offiziers, der immer bey Rentverwalters aus- und eingieng, aus dem Schlosse in den Garten kommen. Beyde hatten sich fest an einander geschmiegt, und schienen sich mit vieler Wärme zu unterhalten. Langsam, und ganz mit sich selbst beschäftiget giengen sie dahin, und verloren sich endlich in eine Grotte, die zu geheimen Unterhaltungen eben so geschickt, als dem Auge undurchdringlich war.

Wie unserm Friedreich bey dieser Entdeckung zu Muthe ward, kann man sich leicht vorstellen. Doch — der Gedanke, daß ein Mädchen von so schlechter Aufführung alle mögliche Verachtung verdiene, dämpfte seinen Zorn, und bewahrte ihn vor der Folter

ter der Eifersucht. Er beschloß sogleich, alle Gemeinschaft mit ihr aufzuheben, und sich einen andern Gegenstand für die Wünsche seines Herzens auszusuchen. Da er Julianen im Grunde nicht geliebt hatte, so kam ihm die Ausführung dieses Entschlusses desto leichter an, je weniger es ihm, nach seinem Range, und gutem Ansehen, an weit vortheilhafteren Partien mangeln konnte.

Von dem Tage an gieng er nun weniger mit Rentverwalters um, als vorher. Er schlug es mehrentheils aus, wenn er zu ihnen gebeten wurde, und Julianen selbst vermied er so viel er wußte, und konnte. Bald genug kam man in diesem Hause seiner Empfindlichkeit auf die Spur, und Juliane errieth es nur allzu leicht, was ihn verdrossen haben mochte: denn sie hatte ihn zu ihrem nicht geringen Schrecken an seinem Fenster stehen sehen, als sie mit ihrem Offizier aus dem Garten zurück gieng. Itzt gab sie sich nun zwar alle Mühe, diese Scharte wieder auszuwetzen, und auf alle Weise vereinigte sie sich mit ihrer Mutter, den Amtmann wieder zu gewinnen. Aber alles vergebens. Er blieb seinem Entschlusse getreu, betrug sich

alle Tage zurückhaltender gegen sie, und hob endlich allen Umgang mit ihnen auf.

Noch hatten aber doch Rentverwalters nicht alle Hoffnung verloren, ihn künftig vielleicht wieder zu gewinnen, und Juliane schmeichelte sich noch immer, er würde ihren Reizen nicht immer widerstehen können, sondern am Ende sich doch noch in ihre Arme werfen. Allein der Rest ihrer Hoffnungen stürzte bald auch vollends dahin, als Friedreich mit einer Predigers Tochter bekannt wurde, die Vermögen besaß, und an Reiz und Tugend Julianen weit hinter sich ließ. Ernestine, so hieß seine neue Geliebte, hatte das sechszehnte Jahr noch nicht erreichet, da sie das Herz unsers Amtmanns gewann, und das war denn auch die Ursache, daß ihre Verbindung noch einige Zeit verschoben werden mußte.

Der Familie des Rentverwalters hingegen war dieser Umstand sehr willkommen: denn nunmehr sahe diese noch Hoffnung vor sich, durch Kabale die Heirath zu hintertreiben, wozu sie noch Zeit genug übrig hatte. Da die Rentverwalterin überaus rachgierig war, und Juliane diesen Charakter so ziemlich

lich von ihr geerbt hatte, so nahmen nun beyde zur Verleumdung ihre Zuflucht, um den Amtmann in dem Hause des Predigers verdächtig zu machen, und dadurch seine Verbindung mit Ernestinen wieder zu zerstören.

Das erste, was sie auf die Bahn brachten, war ein unedles Verständniß, dessen sie den Amtmann mit seiner Haushälterin beschuldigten: denn da in dem Hause des Geistlichen auf strenge Tugend sehr stark gehalten wurde, so glaubten sie hier gerade den rechten Punkt, den Amtmann dort in übeln Kredit zu bringen, getroffen zu haben. Zum Unglück war jene Haushälterin ein hübsches junges Mädchen, mit welchem sich ein weniger gesetzterer Mann, als der Amtmann war, wohl einige Zeit hätte behelfen können. Und weil sie denn ihren Dienst mit vieler Treue und Ordnung besorgte, so hielt ihr Herr auch wirklich viel auf sie, ob er gleich an jenem Verständnisse mit ihr, das die Rentverwalterin bloß erdichtet hatte, ganz unschuldig war.

Um nun durch Behutsamkeit ihren Zweck desto besser zu erreichen, ließ die Rentverwalterin ihre Lüge, durch eine gewisse Frau im

Orte,

Orte, die sie schon in mehreren dergleichen Angelegenheiten gebraucht hatte, unter dem Gesinde, und den Bedienten auf dem Schlosse ausstreuen. Kaum war das Feuer der Verleumdung auf diese Weise angelegt, so griff es immer weiter und weiter um sich, und brach endlich in lohe Flammen aus. Bald hatte man die bündigsten Beweise von der Sache gefunden, und die unschuldigsten Umstände mußten Veranlassung zur Vermehrung des Verdachts geben. In kurzen war die ganze Gegend von diesem Gerüchte voll. Man trug sich mit allerhand nachtheiligen Erzählungen, welche die Rentverwalterin erdichtete, und durch geheime Wege unter die Leute zu bringen wußte.

Natürlich mußte das Gerede auch bald bis zu Ernestinens und ihrer Eltern Ohren dringen. Man erstaunte darüber, und — glaubte es anfänglich nicht. Aber da sich das Gerücht in der Folge nicht nur nicht legte, sondern auch immer weiter um sich griff, so schöpfte man doch einigen Verdacht, und benachrichtigte den Amtmann davon. Nichts konnte ihn mehr aufbringen, als Angriffe auf seine Ehre, und seinen guten Ruf. Mit

vieler Hitze vertheidigte er sich also dagegen, und er war wirklich noch so glücklich, die Eltern seiner Geliebten von seiner Unschuld zu überzeugen.

Jedoch, auf halbem Wege stehen zu bleiben, war die Sache der Rentverwalterin und ihrer Tochter nicht. Die erstere wußte es also bald dahin einzuleiten, daß sie mit Ernestinens Mutter an einem dritten Orte, wie von ungefähr zusammen kam. Durch ihre Beredsamkeit, und heuchlerische Freundlichkeit gelang es ihr, die gute Pfarrers Frau, die an keine Ueberlistung dachte, bald für sich einzunehmen. Mit eben so vieler Klugheit wußte sie auch das Gespräch auf den Amtmann zu bringen, indem sie ihn, und seinen Charakter auf die ausschweifendste Weise lobte. Immer mehr öffnete ihr die Pfarrerin ihr Herz, — endlich platzte sie auch mit der Frage heraus, ob die Rentverwalterin nicht auch von dem nachtheiligen Gerede gehört habe, worinn der Amtmann stünde? —

„Ach leider wohl, Frau Pastorin!

antwortete diese,

„und ich bedaure den guten Mann von
„Grund der Seele.

P. Es will sich gar nicht wieder legen, die„ses Gerede.

R. Ach freylich wird es immer ärger.

P. Es wundert mich sehr; denn wenn er un„schuldig ist, wie ich hoffe, so müssen doch „die Leute am Ende einmal sehen, daß sie „sich geirret haben.

R. Wohl wahr, Frau Pastorin! aber —

P. Sollte er wohl nicht ganz unschuldig „seyn?

R. O! gewiß so unschuldig, als die Sonne „am Himmel, ob es mich gleich auch eben „nicht wundern würde, wenn er es nicht „wäre.

P. Wie meynen Sie das?

R. Je nun! das Mädchen ist hübsch — „wirklich recht sehr hübsch. Er ist noch „jung — hat keine Frau — der Mensch „bleibt Mensch — — man muß hier„inn billig denken — ich glaube, es wär' „ihm sehr zu verzeihen, wenn ihm das „Mädchen gefiele. —

P. Also glauben Sie doch wohl, daß er sich „hätte vergessen können. —

R. Ey, mein Gott! wer sagt denn das? — „Verstehen Sie mich denn nicht?

P. Sie

P. Sie scheinen mir aber doch mehr von der
„Sache zu glauben, als Sie sagen.

R. Ich sage Ihnen das, daß ichs nicht glau-
„be, obgleich der Schein gegen ihn ist.

P. Der Schein?

R. Nehmen Sie doch nur den Umstand, daß
„er das Mädchen trotz des übeln Gerüchts,
„doch noch immer bey sich behält. Auch
„rühmen sich dergleichen Kreaturen immer
„mehr, als wahr ist — kurz er beträgt
„sich nicht vorsichtig genug.

P. Vielleicht glaubt er, nicht gleich wieder
„so gut verwahrt zu werden. Gute Dienst-
„boten sind selten.

R. Ey wohl! aber ihres gleichen gäb' es
„denn doch wohl noch.

P. Allerdings, und — ich muß gestehen —
„ich wünschte selbst, daß er eine Aende-
„rung träfe.

R. Und in der That, das wäre das einzige
„Mittel, seinen guten Namen noch zu
„retten.

P. Wenn er nur dasmal drauf fiele.

R. Sie müssen es ihm vorschlagen! thut er
„es, so haben Sie zugleich den besten Be-
„weis von seiner Unschuld in Händen.

P. Aber

P. Aber wenn er es nun nicht thut?

R. Je nun — —

In dieser Ungewißheit wurde die ehrliche Pfarrerin gelassen. Voller Unruhe darüber gieng sie nach Hause, wo sie denn mit ihrem Manne, und Ernestinen den Entschluß faßte, dem Amtmanne die Abschaffung seiner Haushälterin vorzuschlagen. Zu ihrem Erstaunen aber gab er ihnen, da sie es mit der möglichsten Behutsamkeit thaten, diese Antwort:

„Ich sehe nicht ein, warum ich mich
„um der Zungen verleumderischer Men-
„schen willen, einer Bedienten berau-
„ben soll, die nichts verschuldet hat, als
„daß sie mir treu gewesen ist. Unschuld
„und Rechtschaffenheit kann ihr Haupt
„stolz über die Verleumdung empor heben.
„Ich verachte die kriechende Unterwürfig-
„keit unter schlechte Menschen, die zu elend
„sind, mir meine Ehre zu rauben.

Seinem Charakter und seiner Rechtschaffenheit war dieser Entschluß freylich wohl angemessen: nur aber nicht der Klugheit: denn das Gerede vermehrte sich, als die Rentverwalterin diesen Umstand auszubreiten

ten, nicht unterließ. Im Hause des Geistlichen fing man an zu argwohnen, daß der Amtmann doch wohl nicht so ganz unschuldig seyn möchte, als er vorgäbe. Man wurde nach und nach kalt gegen ihn. Das Mistrauen in seine Rechtschaffenheit wuchs alle Tage mehr, und am Ende — beschloß man, ihm blos freundschaftlich zu begegnen, und — auf eine gute Manier seine Verbindung mit Ernestinen wieder zu zerreißen.

Sonach hatten denn also Juliane und ihre Mutter einen Theil ihrer Absichten erreichet, und nun hofften sie nichts gewisser, als daß Friedreich wieder Eingang in ihrem Hause suchen würde. Man unterließ nicht, ihm alle nur mögliche Veranlassung dazu zu geben. Da es aber dennoch nicht geschah, so kam es zu einer so heftigen Verbitterung zwischen beyden Häusern, daß Rentverwalters ihre Zungen gar nicht mehr im Zaum halten konnten.

Nicht genug, daß sie, der Wirksamkeit seiner Geschäfte dadurch schadeten, daß sie das Gerücht einer unerlaubten Verbindung mit seiner Haushälterin, ausgesprengt hatten: denn, wenn Verbrecher gegen das sechste

Gebot bey ihm zur Untersuchung kamen, so gereichte ihm jener Umstand nicht selten zum Vorwurfe, und es mangelte nicht an boshaften Menschen, die sich darauf beruften, und öffentlich erklärten, daß der Amtmann ein Verbrechen nicht bestrafen könne, das er selbst so ungescheut begienge. Sondern man suchte ihn auch in andern Dingen, bey seinen Untergebenen anzuschwärzen. Rentverwalters hatten viel Anhang unter den Amtsunterthanen. Geschah also nur halbwege einem oder dem andern von dem Amtmanne nicht nach seinem Willen, so wurde bey Rentverwalters das Feuer angeblasen, und dann mußte er sich seine pflichtmäßigsten Handlungen zu den größten Ungerechtigkeiten umdrehen lassen. Strafte er jemanden wegen eines Verbrechens, so hieß es, er habe einen heimlichen Groll gegen den Bestraften, und war er gelinde, so gab man ihm Schuld, er lasse seine Partheylichkeit auf Kosten der Gerechtigkeit verwalten. Ließ er sich seine Sporteln ordentlich bezahlen, so nennte man ihn unbarmherzig, und sportelsüchtig, und sah' er etwa dem oder jenem damit nach, so machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er diese Nachsicht nicht allen wiederfahren ließ,

und denn hieß er wieder partheyisch. Kurz, nichts konnte er unternehmen, das ihm nicht verdrehet wurde. Auch der unbedeutendsten und gerechtesten Sache wußten Rentverwalters den Anstrich der Ungerechtigkeit zu geben, und die einfältigen Amtsunterthanen, die jede Sache aus dem Gesichtspunkte ihres Vortheils betrachteten, glaubten dergleichen Verläumdungen um so mehr, da sich der Amtmann, dagegen zu rechtfertigen, keine Gelegenheit hatte. Er gieng vielmehr seinen geraden Weg fort, und wenn ihm auch bisweilen etwas von den übeln Gerüchten, welche man wider ihn ausgesprengt hatte, zu Ohren kam, so glaubte er, solche verachten zu müssen, weil er sich in seinem Gewissen keiner Ungerechtigkeit bewußt war.

Jedoch nicht allein unter seinen Amtsunterthanen, und in seiner Gegend verbreitete sich sein übler Ruf, durch jene Verläumdungen, und Verhetzungen, immer weiter und weiter. Sondern, man sorgte auch dafür, daß in der Residenz, und bey Hofe sein Kredit geschwächt wurde. Wie schon oben ist bemerkt worden, so kamen immer mancherley junge Herren aus der Residenz zu

Rentverwalters zum Besuch. Diesen heftete man nun die nachtheiligsten Erzählungen von dem Betragen des Amtmanns auf, und weil denn jene Herren treulich dafür sorgten, daß in der Residenz alles wieder erzählet wurde, so sprach man bald in allen Gesellschaften von dem Amtmann Friedreich, als dem unordentlichsten, und ungerechtesten Beamten im ganzen Lande. Einige seiner dortigen Freunde schrieben ihm zwar davon, und baten ihn, sich seine Untergebenen mehr zu Freunden zu machen, und dadurch die übeln Gerüchte, worinn er stand, wieder zu zerstreuen. Aber er antwortete ihnen, daß er sich bewußt sey, gerecht gehandelt zu haben, und er würde sich daher niemals bemühen, bey seinen Untergebenen den Schmeichler zu machen, und sich ihre Gunst durch kriechende Gefälligkeiten zu erflehen.

Es konnte daher nicht anders kommen, die Verläumdungen, die man wider ihn zusammen gedrehet hatte, mußten endlich auch bis vor die Ohren seiner Obern und Vorgesetzten dringen. Die Folgen davon waren für ihn desto gefährlicher, weil auf Verhetzung der Rentverwalterin und ihrer Kreaturen,

ren, die Amtsunterthanen, immer schwieriger gegen ihn wurden. Bald liefen Beschwerden auf Beschwerden bey den Collegien gegen ihn ein. Wem er nur halbwege nicht recht nach seinem Kopfe gethan hatte, der beklagte sich über ihn. Man forderte ihm Verantwortung ab. Allein so gut er auch alle diese Beschwerden von sich abzulehnen wußte, so ließen sie dennoch nicht nach, so, daß endlich die Collegia ganz ungeduldig darüber wurden, und schon darauf dachten, einem benachbarten Beamten Auftrag zu geben, und Friedreichs Amthierung an dem Orte selbst untersuchen zu lassen.

Inzwischen war unser Amtmann dahinter gekommen, daß alle die übeln Gerüchte, die ihm so viel Verdruß, und Unruhe machten, zuerst von Rentverwalters ausgegangen waren. Dies brachte ihn nun so sehr gegen diese Familie auf, daß er ihr, auf alle mögliche Art seine Verachtung, und seinen Haß gegen sie empfinden ließ. Nur aber goß er dadurch immer noch mehr Oel ins Feuer! denn diese boshaften Leute giengen nun auf nichts geringers um, als ihn gänzlich zu stürzen, und ihn so gar um das Amt zu brin-

bringen. Auch fand sich zu Anlegung dieses Plans, bald eine sehr günstige Gelegenheit.

Die herrschaftliche Renterey hatte eine beträchtliche Zins-Rest-Forderung an einem gewissen Bauergute, dessen Besitzer dem Bankerot nahe war. Der Mann war ohne Schuld in Verfall seines Vermögens gekommen, und durch einen Vergleich mit seinen Gläubigern suchte er sich noch zu retten. Er bat den Amtmann, ihm dazu behülflich zu seyn. Dieser, immer bereit seine Amtsunterthanen mehr aufrecht zu erhalten, als zu unterdrücken, versprach ihm seine Bitte zu erfüllen. Er lud die Gläubiger auf einen Termin zusammen, und stiftete wirklich einen Vergleich. Der Bauer bekam irgendwo ein Kapital zur Anleihe; damit befriedigte er nun seine Gläubiger, die, um baar Geld zu bekommen, den größten Theil ihrer Forderungen fallen ließen; die Rentereyschuld aber blieb ebenfalls als ein zinsbares Kapital auf dem Gute stehen, und der Rentverwalter ließ sichs damals gefallen, weil er mit dem Amtmann noch in Freundschaft lebte, und die Kammer auf diese Weise nichts bey dem Bankerot des Bauers einbüßte.

Itzt aber entstand eine Feuersbrunst in dem Dorfe, und das Gut, worauf das Kammer-Kapital stand, brannte mit ab. Hätte man nun mit Forderung desselben so lange gewartet, bis das Gut wieder aufgebauet war, so wäre das Kapital auf alle Fälle gerettet worden, und der Herzog hätte nichts dabey eingebüßt. Aber so klagte der Rentverwalter, auf Anstiften seiner Frau, den Bauer darauf aus, und da dieser natürlich nicht bezahlen konnte, so berichtete er die Sache an die Kammer, und rechtfertigte seine Handlung dabey auf Kosten des Amtmanns, welchem er Schuld gab, daß er ihn damals zum Vergleiche unter dem Versprechen beredet hätte, der Bauer solle durch seine Vermittelung noch mehr Geld geborgt bekommen, und denn solle das Kapital binnen Jahres Frist ebenfalls bezahlt werden. Da aber dies nicht geschehen sey, so habe der Amtmann wider das herrschaftliche Interesse gehandelt: denn anstatt, daß bey dem Vergleiche die andern Gläubiger wären befriediget worden, so hätte er vielmehr für die baare Bezahlung des herrschaftlichen Kapitals besser sorgen können, und sollen.

Nun lief dieser Bericht gerade zu der Zeit bey der herrschaftlichen Kammer ein, als die vielen Beschwerden der Unterthanen sich gleichsam vereiniget zu haben schienen, dem Amtmann einen Hauptstoß beyzubringen. Weil nun der Rentverwalter einige angesehene Gönner beym Collegio hatte, so sprach man ihn von der Schuld an dem Verluste des Kapitals frey, und beschloß nun den Amtmann darüber anzusehen.

Man ernannte daher von Seiten des Hofs und der Collegien, einen andern Beamten zum Kommissair, welcher sowohl die Renterey-Kapitalssache, als auch alle die Beschwerden der Unterthanen untersuchen, und dann seinen Bericht darüber erstatten sollte.

Friedreich verantwortete sich so gut, und lehnte alle Beschwerden so gründlich von sich ab, daß ein unpartheyischer, und gewissenhafter Kommissair kein Bedenken getragen haben würde, seine Unschuld, bey seinen Vorgesetzten, zu vertreten. Aber zum Unglück für unsern Beamten hatte man einen Mann zum Kommissair gewählt, welchen der Rentverwalter, durch seine Freunde dem

Colle-

Collegio, unter der Hand hatte vorschlagen lassen. Dieser hatte nun einen Sohn, dem er bey dieser Gelegenheit, eine Versorgung zu schaffen hoffte; und hierzu versprachen ihm Rentverwalters durch ihre Gönner bey Hofe, und in der Residenz behülflich zu seyn.

Friedreich mochte sich also so gut rechtfertigen, als er wollte, so wußte der Kommissair doch die ganze Sache so einzuleiten, daß es das Ansehen gewann, als ob der Amtmann bey den meisten Beschwerden hängen blieb; besonders aber wußte er die Schuld von der Renterey-Kapitals-Sache völlig auf ihn zu wälzen. Nun unterließ der Kommissair noch überdieß nicht, in seinem Berichte den angeblichen Verschuldungen des jungen Amtmanns einen so gehäßigen Anstrich zu geben, daß er hierdurch glücklich den Grund zu seinem Falle legte.

Man berathschlagte sich bey den Collegien darüber, und stattete sodann dem Herzog einen so nachtheiligen Bericht von Friedreichs ungewissenhafter Amtirung ab, daß dieser Herr nichts anders resolviren konnte, als ihn abzusetzen. Der Rath Hennig war gestorben; mehrere wichtige Gönner hatte

Friedreich nicht bey Hofe; um Gnade zu flehen, dazu war er zu stolz; allenthalben drückte ihn die Geissel der Verläumdung, kurz, er wurde das Opfer der Niederträchtigkeit seiner Feinde, und — verlor sein Amt, ohne daß man weiter einige Rechtfertigung von ihm annahm. An seine Stelle aber wurde der Sohn des Kommissairs, der ihm so viel Tort gethan hatte, Beamter.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß die Anschläge der Boshaften meistentheils gelingen, dahingegen Rechtschaffenheit, und Tugend, oft so unverantwortlich mit Füßen getreten wird. Einen Theil ihrer boshaften Absichten hatten nun Rentverwalters, durch ihre Verleumdungen, und Kabalen erreichet, nämlich sie hatten den ehrlichen Friedreich um seine Geliebte, und um sein Amt gebracht. Die andere verfehlten sie eben so wenig: denn der neue Beamte heirathete bald darauf Julianen, oder — er mußte es vielmehr thun: denn unter dieser Bedingung hatten Rentverwalters, ihm durch ihre Freunde in der Residenz, zum Amte verholfen. —

Wirklich sehr übel dran war nun der unglückliche Friedreich. Sein Amt, und mit

solchem

solchem auch sein Brod hatte er verloren! eigenes Vermögen besaß er nicht; eine andere Bedienung gab man ihm eben so wenig, weil er allgemein für ein gewissenloser Mann angesehen wurde. Nun fing er an zu praktiziren; aber auch hier verfolgte ihn sein übler Ruf; niemand wollte ihm eine wichtige Sache anvertrauen. Uebrigens war er auch viel zu ehrlich, und zu gewissenhaft zum Sachwalter, wie ihn sehr viele Menschen wünschen. Er verstand die Kunst nicht, Kabalen zu schmieden, und andern Sachwaltern, durch Verläumdung, die Prozesse, und die Klienten abspenstig zu machen. Ihm hingegen wiederfuhr dieses Schicksal sehr oft, und so konnte er auch durch die Praxin auf keinen grünen Zweig kommen. Kurz, er war in jeder Betrachtung ein geschlagener Mann.

Er machte zwar verschiedene Proben in andern Ländern seinem Glücke nachzugehen. Allein auch hier schadeten ihm die Folgen der Verläumdung: denn so bald man über ihn Erkundigung einzog, so erfuhr man natürlicher Weise auch, daß er wegen ungewissenhafter Verwaltung seines Amts abgesetzt worden

sey;

sey; und wer wollt' ihm dann wohl noch eine Bedienung anvertrauen?

Doch sein gesezter Geist verließ ihn auch bey allen seinen widrigen Schicksalen nicht. Da er also sahe, daß es nirgends mit ihm mehr fort wollte, so faßte er den herzhaften Entschluß, in Kriegsdienste zu gehen. Der König in Preußen, glaubte er, wäre der Potentat, in dessen Diensten Rechtschaffenheit und Tugend vor den Verfolgungen der Kabale und Verleumdung, allein noch sicher sey. Er gieng also nach Berlin, und nahm unter einem Küraßierregimente Dienste, wo er denn auch so glücklich war, eine Standartjunkerstelle zu bekommen.

Bald machte er sich hier, durch seine Accuratesse in seinem Dienste, bey dem Regiments-Chef so beliebt, daß ihn dieser, bey einer schicklichen Gelegenheit dem Könige empfahl. Der Monarch sprach selbst mit ihm bey der Revüe, und fragte ihn nach der Veranlassung, warum er Kriegsdienste bey ihm genommen habe. Hier erzählte ihm nun Friedreich alle seine traurigen Schicksale, und sprach mit so vieler Wahrheitsliebe von seinen Verfolgern, und derer, die ihn um

Brod

Brod und Ehre gebracht hatten, daß dem Könige seine Freymüthigkeit ungemein gefiel. Er versprach ihm, sich seiner zu erinnern, wenn er hören würde, daß Friedreich durch sein Betragen, in seinem Dienste, die üblen Nachrede widerlegen würde, die ihn so unglücklich gemacht habe.

Natürlich war ein Mann von so biederem, und standhaftem Charakter, als Friedreich besaß, in Kriegsdiensten eher an seiner Stelle, als in bürgerlichen Bedienungen. Man schätzte ihn allgemein. Seine Offiziers liebten ihn, und seine Kammeraden und Untergebenen hätten das Leben für ihn gelassen. Ein Jahr darauf bey der Revüe sah' ihn der König wieder. Er fragte den Regiments-Chef nach Friedreichs Aufführung, und dieser fuhr fort, ihm das vortreflichste Zeugniß zu geben. Itzt ließ ihn nun der Monarch zu sich rufen, und sagte:

„Nun! Friedreich! du hast dich brav „aufgeführt, wie ich höre. Ich werde „nun auch für dein Glück besorgt seyn. „Hast du Lust, unter den Husaren Dien-„ste zu thun?

„Wo es sey, Ihro Majestät!

antwor-

antwortete Friedreich,

„werde ich mich glücklich schätzen, in Ih-
„ren Diensten zu leben und zu sterben.

„Gut!

versetzte der Monarch,

„so mache ich dich hiermit zum Lieutenant
„unter den Kleistischen Husaren.

Sogleich rief er den Obristen von Kleist, der in seiner Suite war, herbey, und sagte zu ihm:

„Hier! mein lieber Kleist! stelle er diesen
„Mann zum Lieutenant unter seinem Re-
„gimente an! er braucht ohnedem noch
„verschiedene Offiziere.

Sonach war denn das Glück unsres Friedreichs in einem ganz andern Fache gemacht, als wozu er sich anfänglich bestimmt hatte. Bald machte er sich auch in seinem neuen Posten, als rechtschaffener Mann, und braver Offizier bekannt. Schon schien die Vorsehung ihm mit Zufriedenheit und Ruhe, die Leiden zu vergelten, die er in seinem bürgerlichen Stande hatte erdulden müssen. Doch — es war ihm auch noch Rache an seinen Feinden, und Befriedigung der zärtlicheren

Gefüh-

Gefühle seines Herzens, um welche man ihn so schändlich gebracht hatte, vorbehalten.

Bald nach seiner Anstellung als Husaren-Offizier, entstand nämlich der siebenjährige Krieg. Das Feuer dieses Kriegs breitete sich auch mit über das kleine Land jenes Herzogs aus, in dessen Diensten Friedreich so unwürdig behandelt worden war. Der Herzog war ein heimlicher Freund des Königs in Preußen. Sein Land wurde daher nicht selten von der österreichischen Parthey sehr feindselig behandelt; besonders raubten, und plünderten die Kroaten, und andere leichte Truppen darinnen, wo sie nur Gelegenheit dazu fanden.

Nun traf sichs gerade, daß das Kleistische Husarenregiment, zu einem Korps zu stehen kam, welches in dem Lande jenes Herzogs gegen die Oesterreicher agirte. Man beschloß preußischer Seits die Residenz zu besetzen, und die Oesterreicher von dort, aus weiter zu verfolgen: denn bisher spielten diese den Meister in jenem Lande. Auf dem Marsche dahin befand sich Friedreich mit bey der

der Avantgarde. Oft stand er auf den Vorposten. Bald kam man mit dem Feind ins Handgemenge, und dabey bewies sich denn Friedreich immer, als ein tapferer Offizier.

Itzt rückte nun das preußische Korps gerade in die Gegend, wo das Amt lag, das Friedreich einst so unglücklich verwaltet hatte. Noch war man keine Stunde davon entfernt, als die Nachricht kam, daß die Oesterreicher im Anzuge wären. Es wurde also, während daß das Korps Halte machte, ein Kommando Husaren voraus geschickt, um den Feind zu recognosciren, und Friedreich befand sich als Befehlshaber an dessen Spitze.

Er nahm seinen Weg gerade nach dem Amte zu. Aber je näher er diesem Orte seiner Drangsale kam, desto bänger ward es ihm ums Herz: denn mit einer Art von wehmüthiger Empfindung erinnerte er sich der vorigen Zeiten. Doch daß er so nahe daran sey, selbst das Werkzeug seiner Rache zu werden, dies ahndete er nicht einmal.

Inzwischen war er kaum einen Büchsenschuß mehr von dem Amte entfernt, als ihm einige Einwohner des Orts mit Heulen und Schreyen entgegen kamen, und ihm mit Thränen klagten, daß eben ein Trupp Kroaten da gewesen wäre, welcher den ganzen Ort rein ausgeplündert habe. Auf dem Schlosse aber hätten sie auch nicht das mindeste mitgenommen: denn der Offizier davon, welcher inzwischen von dem Amtmanne, und dem Rentverwalter tractiret worden sey, habe keinen Mann hinauf gelassen, doch hätten die Kroaten einen zweyspännigen Wagen herausfahren lassen, und mitgenommen, von welchem man vermuthete, daß er bloß mit der herrschaftlichen Kasse beladen sey.

Friedreich kannte jene Einwohner noch von vorigen Zeiten her, sagte ihnen aber nicht, daß sie ihren ehemaligen Beamten in ihm vor sich sähen; sondern erkundigte sich blos darnach, welchen Weg die Kroaten genommen hätten. Hierauf jagte er dem Feinde sogleich mit verhängten Zügeln nach, holte sie, eine halbe Stunde weit über dem Orte ein, griff sie, ohne Umstän-

de an, und war so glücklich, den ganzen räuberischen Trupp theils nieder zu machen, theils gefangen zu nehmen. Der Wagen, mit dem Gelde, und die geplünderten Habseligkeiten der Einwohner, alles fiel in seine Hände, und nun kehrte er siegreich damit nach dem Amte zurück.

Nun befand sich unter den Gefangenen auch des Chef des überwundenen Kroaten-Trupps. Es war ein Teutscher, und da ihn Friedreich sehr glimpflich behandeln ließ, so wurde er treuherzig, und erzählte ihm alles, wie es mit der Plünderung zugegangen war. So bald er nämlich mit seinem Korps sich dem Orte genähert habe, wären ihm der Ammann, und der Rentverwalter entgegen gekommen, und hätten ihm versprochen, daß, wenn er ihre Familien mit der Plünderung verschonen würde, sie ihm die herrschaftliche Kasse, die außerdem so verwahrt wäre, daß man sie nicht würde finden können, in die Hände liefern wollten. Diesen Vorschlag habe er dann mit Freuden angenommen; und so hätten ihm auch die Beamten da er

keinen

keinen von seinen Leuten auf das Schloß gelassen, diesen Wagen mit Gelde überliefert. Jedoch glaube er, daß es die herrschaftliche Kasse bey weitem noch nicht ganz sey, sondern daß die Beamten, wie ihm einer seiner Leute versichert habe, noch einen Theil davon zurück behalten hätten.

Friedreich verabscheute zwar jede Rache, als einem edeldenkenden Manne höchst unanständig. Hier aber sah' er, daß der Amtmann, und der Rentverwalter untreue Diener ihres Herrn waren, die, um ihres eigenen Vortheils willen, die Einwohner ruhig hatten plündern sehen, und das ihrer Aufsicht anvertrauete Gut hatten aufopfern können: denn daß sie nicht unterlassen würden, die ganze Kasse dem Herzog für verloren anzurechnen, und den zurückbehaltenen Antheil davon selbst an sich zu nehmen, daran war wohl nicht zu zweifeln.

Dergleichen treulose Diener ihrem Herrn zur Bestrafung zu überliefern, hielt

er also für Pflicht, ob es ihm gleich Leid that, daß gerade ihn das Loos dieser Entdeckung getroffen hatte, da man ihm solches leicht für Rache an seinen Verfolgern auslegen konnte.

Da er aber nun auf Kosten des Herzogs keine Großmuth ausüben mochte, so ließ er, so bald er auf das Amt zurück kam, die beyden Beamten in Verhaft nehmen, gab den Einwohnern ihre geraubten Sachen wieder, ließ inzwischen eine kleine Besatzung auf dem Schlosse, welche die arretirten Beamten bewachen mußten, und kehrte zu seinem Korps zurück, um dem kommandirenden General von seiner Expedition Rapport zu erstatten.

Nunmehr aber rückte dieser mit seinem Korps in die Residenz, überlieferte dem Herzog die beyden untreuen Beamten als Arrestanten, und ihr Lohn bestand am Ende darinnen, daß sie ihrer Aemter entsetzt wurden. Jedoch Friedreich bewies sich hier noch auf einer recht großmüthigen

Seite: denn auf seine Fürbitte bey dem Herzoge, dessen Herz er itzt ganz gewonnen hatte, wurden die beyden Leute, die ihn um Amt und Brod gebracht hatten, wieder in Bedienungen angestellt, wovon sie zwar nur spärlich, aber doch ohne Hunger leiden zu dürfen, leben konnten.

Bald darauf traf sichs, daß Friedreich auch seine ehemalige Geliebte, die noch nicht verheirathet war, in der Residenz wieder fand, woselbst sie, nach dem Tode ihres Vaters, mit ihrer Mutter lebte. Er trug ihr noch einmal seine Hand an, und da sie ein schönes Vermögen besaß, so erhielt er von dem Könige Erlaubniß, sie zu heirathen.

In der Folge that er sich in seinem Dienste so hervor, daß er mit Ende des Kriegs, schon als Major die Belohnung seiner Rechtschaffenheit einerndtete.

Noch lebt er im Dienste des besten der Könige, triumphirend über seine ehemaligen Feinde, welche größtentheils im Elende schmachteten, und segnet sein Geschick, das ihn auf eine so seltsame Art auf die Bahn des Kriegsgottes leitete.

Die Stufen der Verirrungen.

Vierzigste Scene.

Verzärtelung, Schmeicheley, Reichthum, und übermäßiger Reiz zu sinnlichen Vergnügungen, führen oft den besten Jüngling auf die Bahn der Verirrungen, und streuen den Saamen des Lasters in seine junge empfängliche Seele. Sobald er nun Wurzel faßt, dieser Saame und der Boden durch äußere Veranlassungen immer mehr genährt wird; so bald sprosset er auch zur Pflanze hervor, wird dann zur Staude, und steiget endlich zum Baume herauf. —

Wehe dem leidenschaftlichen, gefühlvollen Jünglinge, welchem die Wachsamkeit auf sich selbst nicht gleichsam mit der Muttermilch eingeflößet wird! —

 Ich

Ich weiß ein merkwürdiges Beyspiel von dieser Wahrheit. Vielleicht giebt es unter meinen Lesern, manchen, dem ich es hier zur Warnung aufstellen kann! —

Ein deutscher Edelmann, der ein ansehnliches Vermögen besaß, und auf einem seiner beyden Landgüter lebte, führte mit seiner Gemahlin eine sehr zärtliche, und vergnügte Ehe Aber er hatte das Unglück, daß ihm alle seine Kinder, bis auf einen einzigen Sohn, in ihrer frühesten Jugend dahin starben. Da nun sein Geschlecht unter die ältesten im Lande gehörte, und wichtige Vorrechte auf dessen Fortpflanzung beruhten, so war dieser sein einziger übrig gebliebener Sohn gleichsam die Stütze seines Hauses, und daher glaubte er, gegründete Ursache zu haben, alle seine Hoffnungen auf ihn zu setzen. Besonders hatte die Gemahlin dieses Herrn von Bernrode — so war sein Name — ihr ganzes Herz an das Kind gehangen, das ihnen beyden aus wichtigen Gründen so schätzbar war. Wie ein Kleinod wurd' es von ihr gehalten, und keine Stunde konnte sie es aus ihren Augen lassen.

Nichts sollte, nach der Absicht dieser, in ihren Sohn gleichsam verliebten Eltern vergessen werden, demselben eine so gute, und glänzende Erziehung zu geben, als nur immer möglich seyn konnte. Aber die guten Eltern fehlten doch bey dem besten Willen von der Welt, schon in der Art dieser Erziehung, und veranlaßten dadurch selbst die unglücklichen Folgen, die daraus entstanden. Man gab dem jungen Bernrode zwar einen überaus würdigen, und geschickten Mann zum Hofmeister. Auch glückte es den Bemühungen dieses Mannes, die Bildung seines Zöglings, in dessen früheren Jahren, nach dem Wunsche seiner Eltern zu vollenden. Aber was sein Fleiß auf der einen Seite baute, um dem Jünglinge einen männlichen und gesetzten Charakter zu geben, dies rissen leider seine Eltern, durch allzu große Verzärtelung desselben, auf der andern Seite wieder nieder. Besonders fehlte man darinnen, daß man den jungen Menschen nicht in die Welt sandte, sondern ihn bis in sein achtzehntes Jahr zu Hause behielt, wo ihn denn kein rauhes Lüftchen anwehen durfte, und wo man ihn ganz daran gewöhnte, daß alles nach seinem Kopfe gehen mußte.

Nichts

Nichts destoweniger blieb der junge Bernrode noch immer einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute im Lande. Seine wohlgemachte Gestalt — denn er war groß, schlank, schön gebildet, und von blühender Gesundheit — sein gefälliges angenehmes Betragen, seine edle Bescheidenheit — denn den Saamen des Stolzes hatte der Hofmeister troz den Verzärtelungen der Eltern, doch glücklich in ihm auszurotten gewußt — sein gutes Herz, sein gebildeter Verstand, seine ungemeine Fertigkeit in allen galanten Kenntnissen — kurz, alles empfahl ihn, und jedermann wünschte seinen Eltern Glück zu einem so wohlgerathenen Sohne. Schon rechneten manche adeliche Häuser, wo Töchter waren darauf, ihn einst zum Schwiegersohn zu bekommen, und manche junge Fräuleins wurden schon auf einander eifersüchtig, wenn er etwa einer vor der andern, mit mehrerer Theilnahme begegnete.

Jzt nun in seinem achtzehnten Jahre fingen denn endlich seine Eltern auch an, darauf zu denken, was sie ihm eigentlich für eine Bestimmung geben sollten. Ihn in Kriegsdienste gehen zu lassen, wäre ganz wider ihre

Absich-

Absichten mit ihm gewesen: denn wie bald konnt' er im Kriege unglücklich, und für die Fortpflanzung der Familie verloren seyn? — nach Hofe ihn sogleich zu thun, hatten sie um deswillen keine Lust, weil sie, die Wahl eine Bedienung anzunehmen, oder blos auf seinen Gütern zu leben, seinen künftigen reiferen Einsichten selbst überlassen wollten. Nach mancherley Berathschlagungen darüber machte man denn endlich den Plan, ihn einige Jahre über auf die Akademie zu schicken, damit es nur so hieße, daß er irgendwo außer dem väterlichen Hause gewesen sey, und die Welt gesehen habe. Alsdenn aber sollt' er gerade wieder nach Hause kommen, eine Frau nehmen, und — der Fortpflanzung der Familie obliegen.

In diese kurze Entfernung willigte denn nun auch seine Mutter; jedoch nicht ohne große Resignation, und ohne manchen Kampf mit der beynahe tadelnswürdigen Zärtlichkeit, die ihr seine Entfernung aus dem väterlichen Hause unter den fürchterlichsten Gestalten abmalte.

Hätte man freylich voraus sehen können, welch ein Schicksal dem guten Jünglinge be-

vorstand, so würden seine Eltern allerdings besser gethan haben, ihn zum rohesten Landjunker zu Hause zu bilden, als daß sie ihn auf die Akademie schickten. Aber so fehlte man, menschlichen Aussichten nach zwar nicht in der Hauptsache, sondern anfänglich blos in anscheinenden Nebendingen, die jedoch fast noch mehr Bedachtsamkeit als die Hauptsache selbst, erforderten: denn man gab ihm — ich weiß nicht aus welcher äußerst unbegreiflichen Sorglosigkeit — keinen Hofmeister mit; — sondern man hielt ihn für gebildet genug, um sich selbst leiten zu können. Uebrigens glaubte man weiter nichts thun zu dürfen, als daß man ihn der weiten Aufsicht eines gewissen Professors anvertraute, der zwar seine Belohnung dafür nahm, aber sonst weder Zeit noch Lust genug dazu hatte, auf den jungen Menschen gehörig Achtung zu geben.

Noch müssen wir hier bemerken, daß der junge Bernrode, ehe er auf die Akademie gieng, in dem Hause eines von seines Vaters Guts-Nachbarn, sehr genau bekannt und überaus wohl gelitten war. Von Löben hieß dieser Edelmann. Er war des alten Bern-

rode vertrautester Freund. Seine einzige Tochter Adelaide, war zwey Jahr jünger, als der Sohn dieses seines Freundes. Die beyden Väter bestimmten diese ihre Kinder schon in ihrer zarten Jugend für einander, und sie hatten das Vergnügen, zu bemerken, daß ihre Plans mit den Gedanken ihrer Kinder selbst überein zu kommen schienen. Schon in ihrem sechszehnten Jahre galt Adelaide für eine der vollkommensten Schönheiten des Landes. Ein weiches, empfindungsvolles Herz gab ihr Gefühl für die Liebe, und so machte denn der junge Bernrode wirklich einen so starken Eindruck auf sie, daß sie ihm bereits ihr ganzes Herz gewidmet hatte, als sein Abgang auf die Akademie, ihn auf eine geraume Zeit von ihr entfernen sollte. Noch hatten sich zwar die beyden jungen Leute, die Empfindungen, die sie für einander hegten, nicht gestanden. Nur Blicke der Liebe, nur sanfte Händedrücke hatten die Stelle deutlicher Erklärungen, bisher vertreten. Aber beym Abschiede sagte doch Bernrode Fräulein Adelaiden in einigen Worten, daß er nur darum seine baldige Zurückkunft wünsche, um hernach seine Freundschaft mit ihr desto inniger, und zärtlicher fortsetzen zu können.

nen. Das Fräulein verstand die Bedeutung, die in diesen Worten lag. Aber eine traurige Ahndung der Zukunft preßte ihr einen Strom von Thränen aus, den sie nicht zurückhalten konnte. Bernrode hielt dies für eine natürliche Folge seines Abschiedes, und verließ sie in der beruhigenden Hoffnung, die Geliebte seines Herzens bald wieder zu sehen, und sie — alsdenn vielleicht nie wieder aus seinen Armen zu lassen. An Adelaiden aber verspürte man seit dieser Zeit, ein gewisses niedergeschlagenes Wesen, das kein Strahl der Freude wieder aus ihrer Seele zu verbannen vermochte. Immer führte sie ihre Furcht vor einem nahen Unglück, das dem jungen Bernrode begegnen würde, im Munde, und niemand konnt' es ihr ausreden, daß sie ihn niemals wieder zu sehen bekommen würde.

Die Akademie, welche Bernrode bezog, war dreyßig Meilen von den Landgütern seines Vaters entfernt. Die Nachrichten von seiner Aufführung konnten also nicht so bald vor seine Eltern kommen, als es nöthig war, um dem unglücklichen Jünglinge bey Zeiten, in seinen Verirrungen Einhalt zu thun.

Daher

Daher lebten denn auch seine Eltern seinetwegen immer in der besten Hoffnung, und ahndeten nichts von dem grausamen Streiche, mit welchem das Schicksal ihr Haus zu bedrohen begann.

Im Anfange gieng auch alles gut. Kaum ließ sich Bernrode auf der Akademie sehen; so erwarben ihm seine glänzenden Eigenschaften, und sein Vermögen schon eine Menge Freunde, und Verehrer, die er kaum übersehen konnte. In der That hatte sein Betragen etwas recht hinreißendes, und selbst der Ton seiner Sprache etwas bezauberndes. Niemand konnte ihn sehen, ohne ihn zu lieben, und wer Gelegenheit hatte, seine Verstandskräfte kennen zu lernen, der mußte ihn bewundern.

Jedoch eben diese große Achtung, und Liebe, die er sich unter seinen Kommilitonen erwarb, legte schon den ersten Grund zu seinem nachherigen Unglück. Da er es für seine Pflicht hielt, gegen jedermann gefällig zu seyn, so wurde er bald mit mehrerer Gesellschaft überladen, als der Zweck seines Daseyns gestattete. Zwar besaß er Genie genug, alles das, was bey andern die größte

Anstrengung, und Stetigkeit erforderte, gleichsam nur spielend zu lernen. Aber dennoch rissen ihn die Zerstreuungen der Gesellschaft bald zu Nachläßigkeiten in seinen Geschäften, und von diesen nicht selten gar zum Müßiggange hin. Am Ende verlor er den Geschmack am Studieren völlig, und statt dessen bemächtigte sich seiner ein gewisser so unwiderstehlicher Hang zum Vergnügen, daß er fast keinen Tag, ohne diesem Hange zu huldigen, leben konnte.

Weil der alte Bernrode ein Mann war, der Vermögen besaß, und keinen Geiz kannte, so hielt er dafür, daß er seinen Sohn auf der Akademie, an nichts Mangel leiden lassen dürfe. Durch unnöthige Sparsamkeit befürchtete er, ihn träge, oder verdrießlich zu machen. Und daher sezte er ihm denn jährlich eine so ansehnliche Summe zu seinem Studieren aus, daß der junge Mensch nicht nur gemächlich davon leben, sondern auch durch eine glänzende Aufführung seinem Stande Ehre machen konnte.

Noch weiter hingegen, und — wie es die Folge erwies — zu seinem eigenen Schaden, gieng noch seine Mutter in ihrer Vorsorge für ihn. Sie

sandte ihm, ohne Vorwissen des Vaters, aus ihren eigenen Mitteln, von Zeit zu Zeit noch ansehnliche Summen, damit er ja an nichts Mangel leiden, sondern vielmehr eine recht glänzende Figur auf der Akademie spielen sollte. Diese spielte er denn nun zwar auch; aber wie lange? und mit welchem Nutzen für sich, und seine Glückseligkeit? dies wird uns die Folge mit Entsetzen lehren.

Man sahe, daß der junge Bernrode mehr Geld hatte, als er bey einem mäßigen und ordentlichen Leben aufgehen lassen konnte. Dies reizte nun viele andre Studenten, sich immer fester an ihn anzuketten, weil er überaus gutherzig war, und andre sehr gern an seinem Vermögen Theil nehmen ließ. Es konnte daher auch gar nicht fehlen, seine Bekanntschaft mußte täglich stärker, und eben deswegen auch desto gefährlicher für ihn werden. Denn unter den vielen Freunden, die sich an ihn anschlossen, fanden sich natürlich auch schlechte Leute, in deren Umgange er mehr Laster, als Tugenden lernte. Bald verfiel er also in Leichtsinn, von diesem in Unordnung, und dann endlich gar in die gröbsten Ausschweifungen, die seinem Untergange die Bahn brachen.

Im schlechten Wetter über den Büchern zu sitzen, oder sonst etwas nützliches vorzunehmen; dies war ihm zu melancholisch. Er suchte also Zerstreuung, und ging auf die Kaffeehäuser, und in die Weinkeller. Hier vertrieb er sich die Zeit mit spielen; in der Folge aber vertiefte er sich so weit in diesem Zeitvertreibe, daß ihm das Spiel sehr bald zur Leidenschaft wurde. War das Wetter schön, so verdroß es ihn, zu Hause zu bleiben, und — die heiteren Sommertage ungenossen hingehen zu lassen, glaubte er bey sich selbst nicht verantworten zu können. Seine Freunde waren also so gütig gegen ihn, daß sie mit ihm auf die Dörfer ritten, und, auf seine Kosten, ihm dort zu allen nur möglichen Vergnügungen Vorschub thaten. Unvermerkt gewöhnte er sich dadurch von einer Art der Ausschweifung an die andere, bis er sich endlich allen auf einmal ergab.

Bisher hatt' er sich doch vor den Ausbrüchen der sinnlichen Liebe noch so ziemlich in Acht genommen, ungeachtet es ihm an Reizungen dazu so wenig, als an Gelegenheit mangelte. Doch nicht so wohl seine Enthaltsamkeit, als vielmehr das Andenken an Adelaiden

laiden hielt ihn davon zurück. Denn er hatte wirklich ein sehr warmes feuriges Blut, und oft kostete es ihm die äußerste Anstrengung seine Tugend zu behaupten, wenn er mit seinen Freunden, in die Gesellschaft jener dienstfertigen Mädchen kam, deren Betragen für ihn nicht das erbaulichste Muster war. Hätt' er seine Geliebte in der Nähe gehabt, so würde das Beyspiel ihrer Tugend gar bald alle unedle Empfindungen, aus seiner Seele verdrängt haben. Aber so hatte er sogar aus Leichtsinn, seit einiger Zeit, den Briefwechsel mit ihr aufgegeben; und auf diese Weise verlor endlich auch das Andenken an sie, die Kraft, ihn länger von der Ausschweifung der Sinnlichkeit zurück zu halten. Er scheiterte an den Klippen einer Theaternymphe, die aus unlautern Absichten diesen Stand, der eigentlich eine Schule der Tugend seyn sollte, erwählet hatte. —

Franziska Silberstein hieß diese Schauspielerin. Sie war die jüngere Schwester zweyer andern, die aus Neigung zum Theater gegangen waren. Alle drey standen sie bey der Bühne, welche ihren Aufenthalt auf einige Zeit, in derjenigen Stadt nahm, wo

unser Bernrode studierte. Die älteren beyden Schwestern waren sehr würdige Mitglieder dieser Bühne. Sie machten ihrer Kunst und ihrem Stande Ehre, und alle Nachstellungen junger lüsterner Freybeuter im Felde der Liebe, vermochten ihre Tugend nicht zu vernichten. Franziska war die schönste darunter; allein, wo ihre Schwestern sich suchen ließen, ohne sich finden zu lassen, da gieng sie selbst auf Eroberungen aus, und trieb aus Gewinnsucht, was jene aus Ehrbarkeit vermieden.

Unser Bernrode, der an Schönheit, und Reichthum alle andre junge Herren auf der Akademie weit hinter sich ließ, reizte so wohl ihren Geiz, als ihren Trieb zur Wollust, so bald sie ihn kennen lernte. Ihn in ihre Fesseln zu schmieden, dünkte ihr, der Mühe wohl werth zu seyn. Sie machte also Jagd auf ihn; aber sie fand ihn schwerer zu erobern, als sie sich vorgestellet hatte. Er dachte noch manchmal an Adelaiden, und dieser Gedanke sicherte ihn noch einige Zeit vor ihren Nachstellungen.

Endlich — da mancher fruchtlose Versuch auf seine Tugend gemacht war, beschloß

sie,

sie, ihn, in einer gefährlichen Stunde, mit der ganzen Macht ihrer Reize anzufallen, und dann — einmal erobert, ihn niemals wieder auf freyen Fuß zu lassen. Groß ist die Gewalt der weiblichen Schönheit über das männliche Herz. Franziska hatte — bey einem blühenden Alter von zwanzig Jahren — einen königlichen Wuchs. Ihr großes schwarzes Auge schien in einem Ozean von Feuer zu glühen, und Funken der Wollust von sich zu sprühen. Stark und von ungewöhnlicher Länge war ihr rabenschwarzes Haar, lebhaft ihre Farbe, und ein regelmäßiges Oval ihr ganzes Gesicht. Nichts übertraf die Weisse ihres Halses, und die Fülle ihres Busens, der allein genug war, Catonen zu entzünden. Kam nun zu diesen Reizen der Natur, noch jenes lebhafte, offene, einschmeichelnde, und auffordernde Betragen, worinn Franziska als Komödiantin ausgelernet hatte, so war es beynahe unmöglich, daß Bernrode auf immer ihren Nachstellungen hätte entgehen sollen.

Franziska wohnte im Sommer, eine halbe Stunde weit von der Stadt, auf dem Lande mit ihren Schwestern. Eines Abends,

wo sie ganz allein zu Hause war, und ihre Schwestern sich noch in der Stadt befanden, hatte sie Bernroden um einen Besuch gebeten; und da legte sie denn alles drauf an, ihn ungestraft nicht wieder von sich zu lassen. Er kam, nichts weniger als den Streich ahndend, den ihm Franziska zugedacht hatte, zu ihr: denn bisher — hatt' er geglaubt — wäre sein Umgang mit ihr ganz unschuldig gewesen. Sie empfing ihn mit einer Umarmung, die sein ganzes Blut schon in Wallung brachte. Damit keiner ihrer geheimsten Reize ihm ganz unentfaltet blieb, dafür hatte sie durch ihren Anzug redlich gesorgt. Sie verstand die Kunst, ihn von einer Gunstbezeigung, auf die andere lüstern zu machen, bis sie ihn endlich von Stufe zu Stufe, glücklich dahin führte, wo seine Enthaltsamkeit wankte, und er — seine Keuschheit ihr zum Opfer gab. —

Nun war also die Bahn gebrochen. Franziska ließ es nicht daran fehlen, sie ihrem Liebhaber so reichlich mit Blumen zu bestreuen, daß er gern darauf fortwandelte, und an kein Umkehren wieder dachte. An Adelaiden erinnerte er sich nur dann erst,

wenn

wenn er bis zum Eckel von Franziska's Reizen gesättiget, von ihr wegging. So bald er aber nur das verführerische Mädchen wieder erblickte, so lag er auch schon ganz wieder in ihren Fesseln.

Verschwiegen konnte dieser Liebeshandel nicht bleiben; das war natürlich. Bernrode hatte freylich niemanden zu fürchten, der ihn darinnen stören durfte: denn der Professor, dem er zur Aufsicht untergeben war, fürchtete viel zu sehr, daß sein Vater, so bald er des Jünglings Aufführung erführe, ihn ganz von der Akademie hinweg nehmen möchte, als daß er auf diese Weise den Verlust seines bisherigen Gehalts für seine Aufsicht hätte auf das Spiel setzen sollen. An den jungen Menschen selbst wagte er sich noch weniger: denn Bernrode hatte schon längst keine Lehre mehr von ihm angenommen.

Nicht so aber ging es mit seiner Geliebten. Der Principal der Schauspieler Truppe, wo sie angestellt war, hatte Befehl vom Hofe, keine Mitglieder von ausschweifender Lebensart, und von üblem Rufe dabey zu dulden. Franziska erhielt also erst von der Direction Befehl, ihren ärgerlichen Umgang mit Bern-

roden aufzugeben, und, da sie diese Warnung nicht befolgte, so gab man ihr Knall und Fall ihren Abschied.

Was war nun für sie zu thun? sich von Bernroden zu trennen, und bey einer andern Gesellschaft Dienste zu nehmen, dazu war er in ihre Reize, und sie in seinen Geldbeutel noch zu sehr verliebt. Man glaubte, ohne einander nicht mehr leben zu können. Bernrode fing also an, sie öffentlich als seine erklärte Geliebte zu unterhalten, und so durfte niemand weiter etwas in ihren Umgang reden. Einige Zeit über konnt' es Bernrode übersehen: denn er bekam Geld im Ueberfluß von seiner Mutter, und wo dieses noch nicht zureichte, da kam ihm sein Kredit zu statten.

Zweyerley Umstände aber zerrütteten in der Folge bald seine ganze Verfassung. Der eine war die unglückliche Leidenschaft des Spiels, welcher er sich nun auch mit aller möglichen Heftigkeit ergab. Anfangs machte er zwar nur kleine Spiele; aber in der Folge zogen ihn seine Freunde bald in größere, und am Ende konnt' er keinen Tag mehr ohne Huldigung dieser tyrannischen Leidenschaft leben. Der zweyte Umstand, der seinen Ruin beförd-

dern

dern half, war der Tod seiner Mutter, welcher ein halb Jahr darnach erfolgte, als er die Franziska zu unterhalten anfing. Hierdurch verlor er nun auf einmal allen den Zuschuß, den er bisher von ihr in geheim bekommen hatte, und dann überstieg sein Aufwand, die Baarschaft seiner Einkünfte völlig.

Was ihm sein Vater zu seinem Studiren ausgesetzt hatte, reichte nun bey weitem nicht zu, seine Depensen zu bestreiten. Er sah sich also genöthiget, seinen Kredit zu nutzen, und dies fiel ihm auch nicht schwer, weil der Ruf von seines Vaters Reichthum, und seine vormalige promte Bezahlung seinen Kredit schon festgesetzt hatten. Einige Zeit über befand er sich auch ganz wohl dabey, denn er überließ sich dem Rausche sinnlicher Vergnügungen, und dachte im Taumel seiner Lüste nicht einmal daran, daß seine Lebensart nicht Bestand haben könne, und daß es einmal ein höchst trauriges Ende mit ihm nehmen müsse.

Bald genug kam auch die Zeit heran, wo ihn die schreckende Stimme mahnender Gläubiger, aus dem Schlummer seiner Vernunft erweckte, und ihn daran erinnerte,

daß

daß die höchste Zeit vorhanden sey, durch eine schleunige Aenderung seiner Lebensart, dem plötzlichen Umsturze seines Wohlstandes noch zuvor zu kommen. Wirklich war seine Verlegenheit schon aufs höchste gestiegen. Bey den meisten seiner Schulden war die Zahlungszeit bereits verfallen. Seine Gläubiger fingen an, ihn zu drängen, und zu ängstigen. Wo sollte er Geld genug hernehmen, sie zu befriedigen? itzt wollt' ihn einer beym Concilio verklagen, der andre droht ihm an seinen Vater zu schreiben, und diesem die Rechnung zu schicken; beym dritten hatte er allen fernern Kredit verloren, den er doch so nöthig brauchte, und ein vierter überlief ihn allen Tage, und stieß die beleidigendsten Grobheiten gegen ihn aus. Kurz, alles stürmte zu gleicher Zeit, auf ihn ein, und niemand wollte ihm die geringste Nachsicht vergönnen.

Hierzu kam noch, daß Franziska den Verfall seiner Umstände merkte. Da sie wohl einsehen konnte, daß ihre Herrlichkeit bey ihm am längsten gedauert haben mochte, so war sie darauf bedacht, aus den Trümmern seines Verfalls noch einen guten Profit zu ziehen. Was sie also nur an Kostbarkeiten

noch habhaft werden konnte, das schwazte sie ihm ab. Ja! sie bewog ihn sogar noch dahin, daß er bey einem Kaufmanne, der allein ihm, um seines Vaters willen, noch traute, eine Menge Waaren, ausnahm, woraus sie sich von Fuß auf neu kleidete. Hierdurch aber vermehrte er seine Schulden noch um ein beträchtliches, und weil ihm der Kaufmann nur einen ganz kurzen Termin zur Bezahlung sezte, den er natürlich nicht einhalten konnte, so wurde dieser bald einer seiner ungestümsten Gläubiger.

Was sollte nun der arme unglückliche Bernrode thun, um sich aus dieser entsetzlichen Verlegenheit zu retten? Anfangs schlugen seine bedrängten Umstände seinen Muth gänzlich darnieder. Trostlos ging er umher, und unermeßliche Sorgen nagten an seinem Herzen. Keine Freude kam mehr in seine Seele. Weinend und jammernd lag er oft in Franziska's Armen. Weder essen, noch schlafen konnte er. Allenthalben verfolgten ihn die Schreckensgestalten seiner Gläubiger, und schon litt seine Gesundheit darunter, als endlich sein Geist die lezten Kräfte, sich über alles bisherige Unglück zu erheben, zusammen-

menrafte, und er — das einzige, noch übrige Rettungsmittel ergriff.

Die traurigen Umstände seiner Lage brachten ihn nämlich zur Reue über seine bisherige Lebensart, und diese Reue wirkte den wohlthätigen Entschluß in ihm, solche zu ändern, und alle seine Ausschweifungen zu verlassen. Hierzu gehörte denn nun freylich auch, daß er allen ferneren Umgang mit seiner Geliebten aufgeben mußte. Schwer kam ihm dieses an; das war gewiß. Aber auch dazu glaubte er sich entschließen zu können, wenn er nur erst wieder Geld hätte, um sie nicht ganz bloß von sich stoßen zu müssen. Er machte also den Anfang seiner Besserung damit, daß er dem Spiel entsagte, welches er denn auch glücklich ins Werk setzte. Alsdenn wirkte er sich noch eine kurze Nachsicht von allen seinen Gläubigern aus, und endlich schrieb er folgenden Brief an seinen Vater, den wir um deswillen hier wörtlich einrücken, um zu zeigen, daß der unglückliche Bernrode immer noch Verzeihung wegen seiner Ausschweifungen verdiente.

Mein

„Mein bester Vater!

„Selbst könnte ich Ihnen unmöglich un„ter die Augen treten, indem ich dieses „schreibe. Denn Schaam und Verwir„rung würden mich so darnieder schla„gen, daß mir jedes Wort auf der Zunge „erstürbe. Ich erkenne es wohl, und „mit Dank, daß Sie mir bisher ein sehr „ansehnliches zu meinem Studieren gege„ben haben. Aber gleichwohl bin ich itzt „gezwungen, Sie noch um einigen Zu„schuß zu bitten. Bekennen muß ich es „freylich, und — ich thue es mit reue„vollem Herzen, daß ich bisher so wohl „Sie, als mich selbst, auf das schänd„lichste hintergangen habe. Die reich„lichen Wechsel, womit Sie mich immer „so gütig versehen haben, sind die Ursa„che meines Kredits, aber auch meiner „itzigen Schulden, die in der That „ziemlich beträchtlich sind. Durch „allerhand Thorheiten, worein ich theils „durch, theils ohne meine Schuld bin „verwickelt worden, bin ich nun in den „angstvollsten, traurigsten Zustand gera„then. Ohne schleunige Rettung stehe „ich in Gefahr, vor der ganzen Akade-

„mie

„nie zu Schand und Spott zu werden.
„Die Beylage enthält ein Verzeichniß al-
„ler meiner Schulden, die ich, nur dies
„einzige mal, noch für mich zu bezahlen
„bitte. In der Folge will ich mich ge-
„wiß besser davor in Acht nehmen.

„Mein Gesuch ist höchst unbillig; das
„weiß ich wohl. Sie werden über die
„Menge meiner Schulden erstaunen, und
„werden mich für den liederlichsten unge-
„rathensten Sohn halten. Allein — fal-
„sche Freunde haben mich hintergangen
„— meine Leidenschaften haben mich be-
„thöret, und dadurch bin ich unvermerkt
„so tief ins Unglück hinein gerathen, daß
„ich mich, ohne Ihre Beyhülfe nicht wie-
„der heraus zu finden weiß. An Muth
„fehlet mir es nicht, alles zu erdulden,
„was mir nur immer schreckbares begeg-
„nen möge: denn ich hab' es verdient,
„und wenn ich auch darunter erliegen soll-
„te. Nur der Kummer, den ich Ihnen,
„bester Vater! dadurch zuziehe, würde
„mir ganz unerträglich fallen. Wär mir
„es nur immer möglich gewesen, Ihnen
„mein Unglück zu verheelen; ich hätt' es
„gewiß

„gewiß gern gethan, damit ich Ihnen
„nur die große Betrübniß darüber hätte
„ersparen können. Aber so mußte Ihnen
„am Ende doch nothwendig alles vor die
„Ohren kommen; und — an Ihr Entse-
„tzen darüber kann ich nicht ohne Zittern
„denken. Vergeben Sie mir nur diesmal
„noch, bester Vater! künftig sollen Sie
„gewiß einen so rechtschaffenen Sohn an
„mir finden, als ich an Ihnen einen recht-
„schaffenen und edeldenkenden Vater zu
„haben glaube.

„Zittern und Beben überfällt mich, wenn
„ich mich, bey Lesung dieses meines Briefs an
„Ihre Stelle setze. Doch — Ihr großes Va-
„terherz wird mich nicht gleich auf einmal
„verdammen, und — noch weniger mich
„ohne Trost und Beruhigung lassen. Ich
„bitte demüthigst, mich nicht lange in mei-
„nem peinlichen Zustande schmachten zu
„lassen, und mich — so viel möglich, mit
„harten Vorwürfen, deren ich mir schon
„selbst genug mache, zu verschonen. Ich
„werde mich nicht unterstehen, eher wie-
„der vor Ihr Angesicht zu kommen, bis
„ich mich gebessert, und Ihnen die zuver-

„sichtlichsten Proben, von der Aenderung „meiner Lebensart gegeben habe. Nur „dadurch will ich mich Ihrer väterlichen „Liebe wieder würdig zu machen suchen, „einer Liebe, die Sie itzt freylich mit al„lem Rechte versagen können

Ihrem

gehorsamen Sohne

Bernrode.

Zum Unglück kam nun dieser Brief, welcher mit der Post abgesendet wurde, gerade zu einer Zeit bey dem alten Bernrode an, als derselbe viele Meilen weit, in die Residenz gereiset war, um einige seiner dortigen Freunde zu besuchen. Sonst ließ er sich zwar in dergleichen Fällen allemal die Briefe nachschicken. Weil er sich aber diesmal nicht so lange dort aufzuhalten dachte, als es hernach dennoch geschah, so ließ man die Briefe bis zu seiner Zurückkunft liegen.

Auf diese Weise geschah' es denn, daß seines Sohnes Brief länger unbeantwortet blieb, als dieser natürlicher Weise hatte vermuthen können. Die Umstände des unglücklichen Jünglings erforderten eine schleunige Rettung; aber schon hatte Bernrode einige

Wochen

Wochen vergebens auf Antwort und Geld gewartet. Inzwischen floß die Zeit, die er seinen Gläubigern zur Bezahlung gesetzt hatte, vorüber, und da er abermals nicht Wort halten konnte, so drängten, und ängsteten sie ihn auch desto heftiger. Alle Minuten drohten sie, ihn zu verklagen, und ihn aufs Carcer setzen zu lassen, und so stieg denn auch seine Angst immer höher, bis er endlich in eine Art von Verzweiflung verfiel, die sich seiner ganzen Seele bemächtigte: denn nun glaubte er nicht anders, als sein Vater habe ihn verlassen, und wolle ihm schlechterdings nicht weiter helfen. Sehr leicht hätt' er zwar wohl auf die wahre Ursache der Verzögerung seiner Antwort fallen können; aber in der Angst träumt der Mensch gemeiniglich die fürchterlichsten Erwartungen, und so dachte nun der arme Bernrode an nichts weiter, als an seines Vaters Ungnade und Zorn. Er fühlte sich, daß er beydes verdient hatte, und daher wünschte er auch nichts mehr, als daß er sich seinem Vater gar nicht entdeckt, sondern sich lieber ganz den Stürmen seines Schicksals überlassen haben möchte.

In dieser äußersten Unruhe seines Herzens sehnte er sich nach einiger Zerstreuung,

um nur nicht ganz seiner wilden Verzweiflung zum Raube zu werden. Er nahm also ein Pferd, und ritt zur Stadt hinaus, ohne noch mit sich selbst darüber einig zu seyn, welchen Weg er eigentlich nehmen wollte. Das Ungefähr führte ihn auf die Straße nach H** einem sehr angenehmen kleinen Städtchen, wohin die Studenten oft Spazierritte zu ihrem Vergnügen machten, wo er aber selbst doch noch nie gewesen war. Der Weg dahin ging zwey Meilen weit über eine große Ebene, die mit Heide bewachsen war, und wo sich in einer weiten Entfernung gar kein Dorf befand. Traurig und schwermüthig ritt Bernrode diese wüste Ebene hindurch, und kam endlich äußerst niedergeschlagen in dem Städtchen H** an, wohin er seine Tour zu machen beschlossen hatte.

Es war gerade um die Mittagszeit. Er stieg im Gasthofe ab, und beschloß hier unter der Menge der Fremden, die gewöhnlich sich immer da befanden, einige Erholung zu suchen. Zu seinem nicht geringen Misvergnügen aber fand er itzt niemanden hier zugegen, als einen ehrlichen Landmann, der eben sein Mittagsbrod verzehrte. Kaum

hatte

hatte sich Bernrode niedergesezt, und sich einige Erfrischungen geben lassen, so fragte der fremde Landmann den Wirth, wie weit er noch nach N** habe? — denn so hieß der Ort, wo sich die Akademie befand, auf welcher Bernrode studirte. Der Wirth berichtete ihn, äußerte aber seine Bedenklichkeiten darüber, daß er es wagen wolle, mit der Menge Geldes, die er bey sich führe, allein durch die lange, wüste Heide, die man dahin paßiren müsse, zu reisen.

„Ist es denn so unsicher auf dieser Heide? fragte der Fremde, und der Wirth versezte:
„das wohl eben nicht, aber man kann „doch manchmal nicht sicher genug gehen „in einsamen Gegenden. Ohne Pistolen „pflegt doch wenigstens niemand diese „Heide zu paßiren?

„Gut! die hab' ich ja auch bey mir, erwiederte der Fremde,
„ich fürchte mich nicht, und zudem weiß „es ja niemand, was ich in meinem Felleisen habe. Nehme ich auch jemanden „zur Begleitung mit, so kann ich doch „diesem eben so wenig ins Herz sehen, und „er kann mich vielleicht noch eher überfallen, als ein Fremder.

Der Wirth ließ ihm seinen Willen, und sagte weiter nichts; der Landmann aber ließ sein Pferd bringen, schnallte sein Felleisen auf, und ritt ohne Sorgen seines Wegs fort. — —

Wie mächtig herrscht nicht der Trieb, sich aus der Noth zu retten über das menschliche Herz! wie bald kann er nicht den schwachen Sterblichen zu Vergehungen hinreißen, die er bey kalter Besonnenheit verfluchen würde! — Solch' eine schreckliche Versuchung stand auch itzt dem unglücklichen Bernrode bevor. So bald er nur von der Summe Gelds hörte, welche der fremde Landmann bey sich führte, so fing er schon an zu wünschen, daß dieses Geld in seinen Beutel fallen möchte.

„Ach! wie wohl wäre mir dann,

dieß waren ungefähr die Gedanken, die itzt seine ganze Seele beschäftigten,

„wenn ich itzt im Besitz einer so ansehnlichen Summe Geldes wäre! alle „meine Leiden, und meine Sorgen hätten „dann auf einmal ein Ende. Wie ruhig „könnte ich leben, wenn ich meine Schulden bezahlt hätte! Ach! warum ist mir „das Glück nicht bescheret, daß mir mein

„Vater

„Vater etwas von seinem Ueberflusse sen-
„der? — hätte ich doch nur den gering-
„sten Anspruch auf diesen Schatz, der viel-
„leicht einem zu Theil wird, der ihn in
„seine todten Kästen hinwirft, dahin-
„gegen ich meinen ganzen Wohlstand,
„dadurch wieder herstellen könnte. —
„Doch — was denk' ich Unglückseliger?
„—

hier fuhr er erschrocken vor sich selbst zusammen;

„nach fremdem Gute bin ich lüstern? —
„schändlicher Gedanke! daß der in meine
„Seele kommen durfte! — Nein! —
„lieber das äußerste Elend! lieber den
„Tod — als daß ich nach meines Nächsten
„Vermögen trachten sollte! Vielleicht
„hilft mir mein Vater noch. — Mein
„Vater? —

fragt' er sich hier wieder,

„Ist er das wohl noch? — hat er nicht
„meiner vergessen? — mich gänzlich von
„seinem Antlitz verstoßen? — und wie?
„— sollt' ich mir nicht selber helfen dür-
„fen, wenn mir die Gelegenheit dazu so
„nahe liegt? bin ich mir nicht selbst der
„Nächste? und liegt mir nicht die Pflicht

„der Selbsterhaltung ob? was thue ich
„also Uebels, wenn ich mir das Ver-
„mögen eines andern wünsche, der es
„vielleicht selbst nicht einmal brauchet?—
„und — wenn ichs nun wirklich erlan-
„gen könnte, sollt' ich dies einzige mir
„noch übrige Rettungsmittel nicht ergrei-
„fen dürfen? — was wäre mir wohl
„leichter, als mich dieses Gelds zu be-
„mächtigen? — bin ich diesem Manne
„nicht ganz unbekannt? — und wird
„wohl sein alter kraftloser Arm, der Ge-
„walt meiner Jugend widerstehen kön-
„nen? — wird es möglich seyn, künf-
„tig als sein Räuber entdeckt zu werden?
„— nimmermehr! denn jedermann weiß,
„daß mein Vater Vermögen hat, und—wer
„kann wohl dran zweifeln, wenn ich vorgebe,
„daß er selbst mir dieses Geld gesendet habe?
„— Kurz, die Gelegenheit, mich aus allem
„meinen Elend zu reißen, ist die günstig-
„ste von der Welt. Ungenützt darf ich
„sie nicht lassen — ich muß das Geld in
„meine Gewalt bekommen — Wohlan!
„— frisch gewagt, ist halb gewonnen?—
So von seinen Trugschlüssen irre geführt,
egann der unglückliche Jüngling schon An-
stalt

stalt zu machen, den Fremden zu verfolgen, und ihm sein Geld abzunehmen. Doch — der Gedanke der Schändlichkeit, sich eines andern Guts zu bemächtigen, trat noch einmal vor seine Seele, und — noch hielt er ihn von der raschen Ausführung seines Unternehmens zurück.

„Aber Gott! — wohin verirre ich mich? rief er sich selbst wieder zu,

„ein Straßenräuber will ich werden? —
„so tief will ich herabsinken? — nein!
„— das wär' abscheulich — ich will's
„nicht thun — verflucht wäre dieser Ge-
„danke! —

Schon stand er auf dem Punkt, über seinen Trieb nach eines andern Gute, zu siegen, als ihm auf einmal die unselige Frage wieder einfiel:

„Begehe ich denn aber auch wirklich einen
„Straßenraub? — denn — kann ich
„nicht künftig wieder in die Umstände kom-
„men, dem Eigenthümer dieses Geldes
„alles wieder zu ersetzen? — und gewiß
„— ich werde dahin kommen: denn —
„wie lange wird wohl mein Vater noch
„leben? — und — bin ich dann nicht
„Erbe seines ganzen Vermögens? —

„was hindert mich hernach, dem Manne,
„den ich itzt aus Noth berauben muß,
„alles doppelt wieder zu erstatten? — o!
„bey Gott! das will ich gern thun —
„mir selber schwöre ichs hiermit zu, daß
„ich ihm alles wieder ersetzen will — wenn
„mir nur itzt aus meiner Noth damit ge-
„holfen wird. — Wohlan denn! frisch
„zum Werk! — ich glaube nichts Böses
„zu thun: denn ich bin mir meine Selbst-
„erhaltung schuldig; was thue ich anders,
„als daß ich einem mit Gewalt ein Ka-
„pital abborge, das ich ihm mit hundert-
„fältigen Zinsen einst wieder zurück gebe? —
Nichts hielt den unglücklichen Jüngling nun weiter zurück. Er bezahlte seine Rechnung, und ritt dem fremden Landmanne nach. Mitten in der Heide holt' er ihn ein. Aber nun — als er die That vollenden sollte, bebte seine ganze Seele wieder davor zurück. Lange kämpfte er mit sich selbst darüber. Wohl zehnmal änderte er seinen Entschluß, indem er immer, in einer Entfernung von hundert Schritten, den Reisenden verfolgte. Endlich behielt sein unseliger Vorsatz ihn zu berauben, doch in seinem bethörten Herzen die Oberhand. Er holte den Frem-

den vollends ein, grüßte ihn — ritt einige Schritte neben ihm her — und — fiel endlich seinem Pferde in Zügel, unter den Worten:

„Gebt mir euer Geld, guter Freund! —
„ich will's euch künftig wieder geben. —

Man hielt von beyden Seiten still. Der Fremde, der sich von einem so fein aussehenden Menschen, als Bernrode war, keines dergleichen Ueberfalls versehen hatte, gerieth in Bestürzung. In der Angst wußt' er sich nicht gleich zu helfen, und mit Zittern antwortete er:

„Nein! mein Herr! dieß Geld wird von
„einem andern sehr nöthig gebraucht. Ich
„darf mir es nicht nehmen lassen.

„Ich brauch' es gewiß nöthiger;

versezte Bernrode,

„macht nur keine Umstände! sonst muß
„ich Gewalt brauchen. Ihr seht ja wohl,
„daß mein Arm stärker, als der eurige ist.

Hier wurde der Alte böse, und sagte:

„Wenn ich mit einem Räuber zu thun ha-
„be, so werde ich das mir anvertraute
„Gut mit meinem Leben zu erhalten su-
„chen.

Er

Er griff mit der einen Hand nach seinen Pistolen. Bernrode aber antwortete:

„ich bin kein Räuber! ich will euch künf„tig das Geld wieder erstatten. Aber „itzt — werde ich ebenfalls mein Leben „dran wagen, es von euch zu erhalten. „Ich rathe es euch nochmals, laßt mich „keine Gewalt brauchen!

Der Fremde weigerte sich standhaft; Bernrode machte also Miene, ihn anzufassen, und ihn vom Pferde zu werfen. Aber eben, als er solches begann, zog der Reisende sein Pistol, und schoß es auf den jungen Menschen ab. Doch — weil dieser sich eben auf die Seite beugte, um ihm das andere Pistol aus dem Sattel zu ziehen, so verfehlte ihn jener, und Bernrode hatte sich inzwischen unglücklicher Weise des zweyten Pistols bemächtiget.

Eine Art von Verzweiflung riß in diesem Augenblick den bethörten Jüngling so weit hin, daß er alle Schonung vergaß, und — in der Wuth — das in Händen habende Pistol — ebenfalls auf den Fremden loßdrückte. So rasch diese That war, so traurig waren auch ihre Folgen: denn Bernrodens Gegner

ner sank von diesem Schusse, entseelt vom Pferde herab, und jenem — wär vor Schrecken darüber, beynahe dasselbe Schicksal wiederfahren —

„Ach! Allbarmherziger! vergieb!

rief er aus

„das hab' ich nicht gewollt! —

und alle Schrecken des Todschlags schlugen auf einmal über seinem Haupte zusammen. Pistol und Pferdezügel fielen ihm aus der Hand. Mit starren, und wehmüthigen Blick sah' er auf den, vor seinen Füßen, im Blute schwimmenden Todten, und — eine namenlose Folter fing an, seine Seele zu martern. Wie aufgedonnert saß er lange da, auf seinem Pferde, ohne Entschluß sich zu retten, und einmal über das andere rief er mit Thränen aus:

„Ach Gott! ach Gott! — was hab' ich
„gethan? —

Ein kleiner Ueberrest von Besonnenheit — denn von nun an hatte sein Verstand einen unersetzlichen Stoß erlitten — lehrte ihn endlich doch noch, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. Er stieg also vom Pferde, und sahe nach, ob nicht noch eine Spur des Lebens in dem Fremden zu finden sey? aber

um=

umsonst! seine Seele war dahin — er war unwiederbringlich verloren. Gern hätte itzt Bernrode sein eigenes Leben dahin gegeben, wenn nur der unschuldig Ermordete dadurch hätte gerettet werden können. Aber nunmehr war alles zu spät.

„Verfluchtes Geld!

rief Bernrode aus, als er das Felleisen des Fremden nun in seiner Gewalt sah,

„so hab' ich um deinetwillen noch unschul-
„diges Blut vergießen müssen! — Ach!
„mein Vater! wie tief ist dein unglückli-
„cher Sohn nun gesunken? — Ists mög-
„lich, daß ich noch leben kann, nach ei-
„ner so abscheulichen That? — Ja! ich
„lebe noch, um — auf dem Hochgericht
„zu sterben.

Hierauf band er das Pferd des ermordeten Landmanns mit den Füßen zusammen, daß es sich nicht weit von der Straße entfernen konnte, nahm das Felleisen mit dem Gelde herunter, schnallte es auf sein Pferd, fand in der Tasche des Todten noch eine Brieftasche, die er uneröffnet zu sich steckte, und ritt nun ganz langsam, und traurig, nach Hause.

Es ist unmöglich, den Seelenzustand, des unglücklichen Bernrode auf dieser Rückreise zu schildern. Wenig Menschen begegneten ihm zwar; aber dennoch glaubte er, daß jedermann sein Verbrechen auf seiner Stirne lesen müsse. Vor jedem Aufflug eines Vogels erzitterte er, und jedes Rauschen eines Grashalms jagte ihn in Furcht. Immer floß das Blut des Ermordeten vor seinen Augen, und unaufhörlich glaubte er eine jammernde Stimme zu hören, die wider ihn zu Gott um Rache schrie. Da er kein verhärteter Bösewicht war, und gleichsam nur aus Uebereilung jene schwarze That begangen hatte, so wird ihm jeder Menschenfreund sein Mitleid nicht versagen können, wenn er sich die peinliche grausame Lage dieses vom Schicksal so hart verfolgten Jünglings in ihrem ganzen Umfange denkt. Und doch — war dies noch nicht alles, was er erdulden mußte. Noch weit härtere Leiden standen ihm bevor.

In der Dunkelheit erreichte er endlich die Stadt, und hätte man ihn im Thor nach seinem Felleisen gefragt, so hätt' er gewiß schon hier sein ganzes Verbrechen entdeckt.

Aber

Aber da ihn der Thorschreiber von Person schon kannte, so wurde er weiter nicht angehalten, und so bracht' er denn sein Felleisen auf sein Zimmer, ohne daß jemand nur das geringste davon gewahr wurde.

Vor entsetzlicher Angst seines Herzens war er nicht einmal fähig, dasselbe zu öffnen. Er warf es vielmehr an einen verborgenen Ort hin; desto begieriger aber machte er sich über die Schreibetafel des Ermordeten her, weil er hieraus einige Nachrichten von dessen Stande und Herkommen zu erlangen hoffte.

Kaum hatt' er solche eröffnet! so fiel ihm ein Brief in die Augen, dessen Aufschrift — man denke sich sein Entsetzen! — an ihn selbst, und — von der Hand seines Vaters war. Schnell riß er das — Siegel auf, und fand folgenden Inhalt:

„Mein Sohn!

„Ich möchte beynahe mit Gott hadern, „daß er mir nur ein Kind gelassen hat, „weil mir dieses einzige Kind, durch seine „schlechte Aufführung so viel Herzeleid „macht. Doch — Väterliebe kennt keine

„Gren-

„Gränzen, und — ungeachtet deines
„übeln Betragens will und kann ich dich
„doch noch nicht verlassen. Du scheinst deine
„Thorheiten einzusehen, und zu bereuen.
„Gott gebe, daß du dich besserst, damit
„ich nicht den väterlichen Fluch über dich
„aussprechen müsse! Noch sende ich dir
„hier so viel Geld, als du zur Bezahlung
„deiner Schulden nöthig hast. Tilge sie
„damit, und mache von dem übrigen deine
„Einrichtung so, daß du nicht wieder
„in neue Schulden fällst! möcht' ich doch
„künftig mehr Freude an dir erleben, um
„nicht meine grauen Haare mit Herzeleid
„zur Grube bringen zu müssen! — —.
„Der ehrliche Mann, welcher dir das Geld
„überbringt, ist einer meiner Vögte, den
„ich erst vor kurzem angenommen habe. Er
„soll mir zugleich mündliche Nachricht von
„deinem Befinden bringen. Laß es ihm an
„nichts mangeln! denn er ist einer meiner
„treuesten Diener. Gott gebe, daß ich er-
„freuliche Nachrichten von dir erhalte!

Dein

getreuer Vater,

Bernrode.

„Gerechter, barmherziger Gott! —

rief der bejammernswürdige Jüngling aus, nachdem er diesen Brief kaum halb durch gelesen hatte, und plötzlich, wie vom Donner gerührt, sank er zur Erde nieder. Sprach- und sinnlos lag er noch da, — und der Brief seines Vaters neben ihm, als seine geliebte — Franziska – von ungefähr zu ihm herein trat, um von ihm Abschied zu nehmen, weil er ihr seit einigen Wochen nichts mehr gegeben hatte. Sie erschrack nicht wenig über seinen Anblick: denn sie glaubte, er habe sich mit Gift vergeben.

„Bernrode! warum haben Sie das ge„than?

rief sie ihm zu: denn sie sahe, daß er noch Athem holte. Er hörte ihre Stimme, blickte auf, und antwortete:

„Kommst du auch noch Abscheuliche!
„mich an meine teuflische That zu erinnern?
„— Geh! laß mich in Ruhe sterben! —
„oder—gieb mir her, einen Dolch, um mei„nem Schandleben damit ein Ende zu ma„chen!

Hier

Hier richtete er sich auf, faßte die äußerst erschrockene Franziska bey der Brust, gab ihr einige Stöße, und sagte:

„Geh, Verführerin! so weit dich deine „Füße tragen, wenn du nicht mit mir auf „dem Schavott sterben willst!

„Was reden Sie?

antwortete Franziska, halb todt vor Entsetzen,

„haben Sie den Verstand verloren? — „was hab' ich gethan, daß ich mit Ihnen „sterben müßte? —

„Du hast mich zum Mord verleitet!

versetzte Bernrode in äußerster Wuth. Als aber Franziska mit Thränen im Auge antwortete,

„Zum Mord? — nein, Bernrode! wenn „ich auch alle Sünden der Welt in meinem Busen trüge, so würd' ich doch nie „mit Blut meine Hände besudelt haben. „— Wen haben Sie denn ermordet? —

so stürzt' er voll Verzweiflung an ihren Busen, und rief mit wehmüthiger Stimme aus:

„Vergieb, liebes Mädchen! du bist un-
„schuldig! ich allein habe gesündiget. Aber
„— ich rathe dir doch — geh, so weit
„du kannst! man möchte dich mit in mein
„Verbrechen ziehen: denn ich habe eine
„sehr blutige That begangen.

„Und was für eine? — um Gottes
„willen! —

fragte sie noch einmal;

„Hier! ließ diesen Brief!

antwortete er,

„den Mann hab' ich heute auf der großen
„Heide ermordet. —

Franziska las, und begriff nun die ganze entsetzliche Geschichte. So leichtsinnig sie auch sonst war, und so schlecht sie dachte, so lag ihr doch die Rettung ihres Geliebten itzt weit mehr am Herzen, als ihr eigener Vortheil, und ihre eigene Sicherheit. Wie leicht hätte sie Bernroden, in seinem itzigen verzweifelten Zustande einen Theil des erhaltenen Geldes abschwatzen, und sich damit auf die Flucht machen können, ohne sich weiter

um

um sein Schicksal zu bekümmern! — allein das that sie nicht. Sie bat ihn vielmehr mit Thränen, sich unverzüglich mit ihr in einen Wagen zu setzen, und auf das schleunigste aus dem Lande zu fliehen.

„Ueberlassen Sie sich nur mir!

setzte sie hinzu,

„Sie haben itzt wirklich einen Theil Ih„res gesunden Verstandes verloren. Itzt „will ich Ihre Führerin seyn, und — „noch getraue ich mir, Sie in Sicherheit „zu bringen.

Lange weigerte er sich, ihr zu folgen: denn er bestand darauf, seine Mordthat selbst bey der Obrigkeit anzugeben, und seine Strafe dafür zu erdulden. Endlich nach vielem Zureden — bewog sie ihn aber doch dazu, daß er das Felleisen mit dem Gelde hervorsuchte, und an Franziska's Arme das Zimmer verließ, um einen Lohnkutscher aufzusuchen, der sie noch diese Nacht aus der Stadt bringen sollte.

Allein — zu lange hatten sie schon gewartet. Einige von Bernrodens Gläubigern

waren gekommen, und hatten ihn vor seiner Thür vom Mord reden hören. — Einer davon war so gewissenhaft, den Augenblick hinzugehen, und seine Entdeckung der Obrigkeit anzuzeigen. Diese schickte sogleich die Gerichtsdiener ab, um den Mörder in Verhaft zu nehmen, und so kam es denn, daß sie Bernroden eben noch unten an seiner Hausthür begegneten. Man hielt ihn an, nahm ihn nebst Franziska in Arrest, und brachte beyde ins Gefängniß.

Den Morgen drauf wurden so wohl Bernrode als Franziska verhört. Er gestand alle seine Verbrechen, ohne Umstände ein, und bat blos für seine Geliebte, die er von aller Theilnahme daran frey sprach. Das Leugnen würde ihm auch weiter nichts geholfen haben: denn man hatte den Ermordeten schon den Abend vorher auf der Heide gefunden, und weil nach des Wirths zu H. Aussage denselben Tag, niemand diese Straße paßirt war, als Bernrode, so würde er dieses Mords bald genug überführt worden seyn.

Die

Die ganze Stadt erstaunte über die That des verblendeten Jünglings. Allgemein bedauerte, und bejammerte man ihn. Viele seiner Freunde, und Bekannten kamen in sein Gefängniß, und vergossen Ströme von Thränen über ihn. Selbst seine Richter konnten ihn ohne Erschütterung und Mitleid nicht vernehmen. Er selbst aber war die Standhaftigkeit selbst. Mit einer Art von Würde, die seines Verbrechens ungeachtet noch seine sonst edle Seele bezeichnete, trat er vor sie hin, und bat um ein gerechtes Urtheil. Man sagte ihm, daß er sich vertheidigen lassen solle. Aber er antwortete:

„Worzu das? ich habe den Tod ver-
„dient, und ich will sterben. Was sollte
„mir das Leben, wenn ich das unschul-
„dig vergossene Blut von meinen Händen
„nicht abwaschen könnte?

Nur seinen Vater bejammerte er oft mit Thränen. Hätte nur dieser sein entsetzliches Schicksal nicht erleben dürfen, er hätte kein Auge darum naß gemacht. Einige Tage nach seiner Arretirung schrieb er dem alten unglück-

lichen Manne noch diesen Brief, der hier besonders noch eine Stelle verdienet:

„Darf ichs wohl wagen, meine Augen „zu Ihnen aufzuheben, beklagenswürdiger Mann? und — darf ich Sie wohl „noch meinen Vater nennen? — Ach! „Erbarmen, mein Vater! fluchen Sie mir „nicht! lassen Sie mich nicht mit der „schweren Bürde Ihres Zorns beladen, „vor dem Richterstuhle des Allbarmherzigen erscheinen! ich habe gesündiget vor „Ihnen und in der Blüte meiner Tage „dulde ich die Vergeltung meiner Unbesonnenheit, die mich endlich bis zum abscheulichsten aller Verbrechen hinriß. Ach! „warum bin ich so tief gefallen! warum „muß ich den besten Vater mit mir zur „nahen Gruft hinab ziehen? denn Sie „werden meinen schmählichen Tod, „und die Beschimpfung Ihres Hauses nicht „überleben können. O! meine Mutter! — was soll ich ihr sagen, wenn „ich im Reiche der Ewigkeit — nun bald „werde vor sie hintreten müssen? — Bitten Sie Gott, mein Vater! daß er mir

„meine

LB Coburg

„meine Sünden verzeihe, und mich dort
„nicht das büßen lasse, was ich hier ver-
„schuldet habe! — bald werden meine
„Tage ein Ende haben, und — dann auch
„meine Leiden. Leben Sie wohl! ich ster-
„be gern, aber ruhig werde ich nicht ster-
„ben, bis Sie vergeben haben

Ihrem

unglücklichen Sohne
Bernrode.

Vergebens würd' ich mich bemühen, den unaussprechlich grausamen Zustand des armen alten Vaters, so getreu darzustellen, als er sich wirklich verhielt. Gewisse Situationen des menschlichen Lebens gehen über alle Beschreibung hinaus, und unsre Sprache hat dafür keine Worte. Eine theilnehmende mitempfindende Seele denke sich in seine Lage, und — erbeben wird sie vor dem Gemälde, das alsdann die Phantasie ihr vorzeichnen wird. Vor Schrecken und Kummer fiel der alte Mann in einen so kraftlosen Zustand, daß er seinen unglücklichen Sohn — den er gern vor seinem Tode noch einmal sehen wollte

— eher nicht in seinem Gefängnisse besuchen konnte, als bis sein Urtheil gesprochen war.

Sehr gern hätte man ihn beym Leben erhalten: denn alle Welt hatte Mitleid mit seiner Jugend, und man sah' es wohl ein, daß er mehr aus Uebereilung, als aus überdachter Bosheit gesündiget hatte. Besonders interessirte man sich bey Hofe so stark für ihn, daß der Fürst nur wünschte, daß Bernrode um Gnade bitten möchte, um sie ihm dann sogleich wiederfahren lassen zu können. Aber sein Verbrechen bestand in Straßenraub, und Mord zugleich. Unmöglich konnt' er also nach den Gesetzen von der Todesstrafe befreyet werden.

Um Gnade wollt' er schlechterdings nicht bitten: denn er glaubte — sey es nun darum, weil in der That sein Verstand an seiner vormaligen Stärke etwas gelitten hatte, oder aus welcher Ursache es sonst geschah, — kurz er glaubte, seine Blutschuld könne nicht anders, als durch seinen Tod wieder gelöscht werden, und darum gab er sich auch nicht einmal die Mühe, sich zu vertheidigen.

Nur

Nur dahin ging seine Sorge, und darum bat er flehentlich, daß die unschuldige Franziska mit aller Strafe verschont, und — wieder auf freyen Fuß gelassen werden möchte. Das Urtheil kam daher so, daß Bernrode mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle, wider die Franziska Silberstein aber in Ermangelung Verdachts nichts weiter vorzunehmen sey. Bey Eröffnung des Urtheils fragte man ihn noch einmal, ob er nicht um Verminderung der Strafe einkommen wolle? Weil er aber auch das nicht begehrte, so unterschrieb der Fürst das Urtheil, und nun bestimmte man die Zeit zur Vollstreckung desselben. —

Schon tagte der schreckliche Morgen, welcher dem Leben des gefallenen Jünglings ein Ende machen sollte. Schon stand alles auf dem Hochgerichte bereit, die Strenge der Gesetze an ihm geltend zu machen. Schon erwartete Bernrode, völlig mit seinem Schöpfer ausgesöhnt, mit Verlangen die Stunde, wo er zum Richtplatze geführt werden sollte. Nichts störte ihn bereits mehr, in seinen Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit,

keit, über Seyn und Nichtseyn, über irrdische und himmlische Vergeltung, als ein unnennbares Verlangen, seinen Vater, vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Schon standen die Diener des Nachrichters bereit, ihn in Empfang zu nehmen — als — plötzlich die Thür seines Gefängnisses eröffnet wurde, und — sein Vater selbst hereintrat. —

Zitternd und schwankend war der Tritt des erbarmungswürdigen Greises; starr und öde blickte sein mattes, hohles Auge umher; schweigend, und mit melancholischem Ernst näherte er sich dem Gefangenen, und große bittre Thränentropfen rollten seine verrunzelten, gelben Wangen herab; mehr dem Ansehen eines aus dem Grabe hervorschleichenden glich er, als einem noch lebenden Menschen. — So standhaft Bernrode sonst auch war, so heftig erschütterte ihn doch itzt der unvermuthete Anblick seines unglücklichen Vaters. Kaum wurd' er ihn gewahr, so warf er sich vor ihm nieder, auf seine Knie, wagte es nicht, seine Augen vor ihm aufzuschlagen, seufzete aus tiefgepreßtem Herzen, und rief mit zitternder Stimme:

„Mein

„Mein Vater! — mein Vater! —

Der Alte schluchzte laut — neigte sein zitterndes Haupt zum unglücklichsten Sohne herab — legte seine beyden Hände auf die Achseln des Jünglings, und sagte mit tief aus der Brust hervorbebender Stimme:

„Ich komme mit dir zu sterben, unglück„licher Sohn meiner Liebe!

Alle Worte erstarben dem Jünglinge auf der Zunge, — nur weinen und seufzen konnt' er — dem Vater aber versagten seine wankenden Knie den Dienst, — er stürzte hin, neben den Sohn, und beyde schlossen kniend einander in ihre Arme. — Ihre Thränen flossen zusammen und ihre Herzen wallten bebend an einander auf. —

„Ihre Verzeihung! und Ihren Segen, „mein Vater!

sagte endlich der Sohn, und der Alte sprach, seine Hände in die Höhe haltend:

„Du heiliges, unerforschliches Wesen! dir „allein ist es bekannt, warum du es zu„ließest, daß dieser liebenswürdige Jüng„ling

„ling so tief herab sank! wir wollen dar„um nicht mit dir rechten. Aber erhören „wirst du unser vereintes Gebet, um dei„ner großen Barmherzigkeit willen, daß „du uns hier mit einander sterben lassen „mögest — daß du uns in jenem uns un„bekannten Gefilden deiner Allmacht, eine „Glückseligkeit genießen lassen wollest, wie „du glaubst, daß wir sie verdienet haben! „segne und heilige unsern Ausgang, gro„ßer Erlöser, und tilge unsre Schulden! „Gelobt sey'st du Gott! daß du uns nicht „ohne Beruhigung, und ohne deinen Se„gen aus dieser Welt gehen lassen willst!

Dann bat er die Umstehenden, daß man ihn empor heben möchte. Man that's, und er setzte sich neben seinen Sohn auf einen Stuhl hin. Mit vieler Seelenruhe sprachen sie noch unterschiedenes mit einander. Der Vater erzählte dem Jünglinge, wie er sein Testament gemacht habe. Er hatte noch einen armen Bruders Sohn. Dieser sollte die eine Hälfte seines Vermögens bekommen; die andere aber solle dem Fräulein Adelaide von Löben zufallen. Dafür dankte der Sohn

dem Vater; aber das Andenken an Adelaiden erregte doch noch gewisse Empfindungen in seinem Herzen, die er in den letzten Stunden seines Lebens nicht zu haben wünschte.

Itzt erschien nun die Zeit, den Gefangenen auf den Richtplatz zu führen. Man erinnerte ihn daran, und er sagte:

„ich bin bereit. —

„Mein Vater!

setzte er hinzu,

„itzt ruft mich die Todtenglocke.

„Gut! auch wohl mich!

antwortete der Alte, und beyde sanken einander noch einmal in die Arme. Man hörte keine Sylbe mehr von ihnen, als die Worte des Sohnes:

Bald sehen wir uns wieder, mein Vater! Denn mußte man den Alten wegführen: er konnte vor Schwachheit keinen Schritt mehr thun. Als man ihn in die Chaise setzte, und ihn vom Gefängnisse hin-

weg trug, fiel er in eine Ohnmacht, aus welcher — er nie wieder erwachte. Nur halb noch lebend trug man ihn in sein Quartier, legte ihn dort auf sein Bette, und — ehe noch sein Sohn voran gehen konnte — schwebte seine Seele schon hinüber in das Land der Belohnung. —

Groß war inzwischen der Muth, und die Standhaftigkeit, womit der junge Bernrode seinem Tode entgegen gieng. Als er das Schavott bestiegen hatte, hielt er noch eine sehr rührende Rede, worinn er die Jugend besonders vor den Fehlern des Leichtsinns, und vor dergleichen Ausschweifungen warnte, die anfänglich nur Kleinigkeiten zu seyn scheinen, in der Folge aber zu Stufen der tiefsten Verirrungen werden. Alle Zuschauer zerflossen in Thränen darüber, und bejammerten sein Schicksal, das im Lenze seines Lebens, beym Genuß aller zeitlichen Vortheile, ihn zum schimpflichen Tode auf dem Schavott bestimmt hatte. Gelassen aber sah' er ihm entgegen. Wie uns die Geschichte von jenen großen Engländern meldet, die, als Opfer der Frey-

heit

heit, und des Vaterlandes, voll Größe der Seele dem Tode auf dem Hochgericht entgegen gingen; so betrug sich auch dieser standhafte Jüngling. Er verband sich selbst die Augen, und zuckte nicht, als das mörderische Schwerdt — den Faden seines Lebens zerschnitt. Sein entseelter Körper wurde, aus besonderer Gnade des Fürsten, an keinen unehrlichen Ort begraben. So bald sein Haupt vom Körper getrennet war, legte man beydes in einen prächtigen Sarg, und schaffte es vom Richtplatze hinweg. Hierauf wurden diese irrdischen Ueberbleibsel des unglücklichen Jünglings, in seines Vaters Familien-Begräbniß gebracht, und dort neben den Gebeinen seiner Vorfahren beygesetzt.

Auch wir verlassen nun diese traurige Geschichte, um nach zwey Personen, die darinnen vorgekommen sind, nur noch einmal zu sehen. Die eine ist Franziska, welche, wie wir schon gemeldet haben, durch Urtheil und Recht für unschuldig an ihres Geliebten Vergehungen, erklärt wurde. Sie ging bald drauf wieder zu einer Schauspieler-

Truppe. Da aber jedermann ihre Geschichte wußte, so war ihr Kredit, beym Theater so wohl, als im gemeinen Leben so sehr gefallen, daß sie allgemein verachtet wurde, und niemand gern mehr mit ihr umging. Aus Gram darüber — denn sie zog sich ihr Schicksal sehr zu Gemüthe — fiel sie endlich in eine Art von Verzehrung, die ihrem Leben zwey Jahr nach Bernrodens Hinrichtung, ebenfalls ein Ende machte. Nicht so bedauert, wie dieser Jüngling, und von keinem Auge beweint, starb sie dahin: denn die Welt glaubte mit der Verführerin eines so guten Menschen, als Bernrode war, kein Mitleid haben zu dürfen.

Trauriger aber noch, und ganz unverschuldet war das Schicksal derjenigen Person, von welcher wir noch einige Worte zu sagen haben — der edelmüthigen Adelaide von Löben. Wenig, oder nichts half ihr das großmüthige Vermächtniß des alten Bernrode: denn sie verlor bald nach dem traurigen Vorfalle mit unserm unglücklichen Junglinge, ihren Verstand, und fiel in eine Art von Wahnsinn, der sie aller ferneren

Glückseligkeiten dieses Lebens beraubte. Heftiger, als man jemals vermuthete, hatte sie den jungen Bernrode geliebt, und diese Liebe war es, die sich mit seinem Unglücke vereinigte, ihren Gram darüber, bis zur Melancholie zu erheben.

Als ich diese Geschichte erfuhr, war sie erst vor kurzem gestorben. Man zeigte mir noch ihr Grabmal, auf welchem die Worte in Stein gehauen waren:

„Nicht stark genug ist immer die Vor-
„mauer der Tugend, um das menschliche
„Herz vor den Verirrungen der Leiden-
„schaften zu sichern! — willst du glück-
„lich seyn, Mensch! so empfinde weniger,
„und denke mehr, als die Unglückliche,
„die unter diesem Steine schlummert!

Ein Gemeinspruch, der sehr oft im Munde geführt, aber doch so selten befolgt wird, daß man sich nicht mehr darüber wundert, warum die Menschen gerade das am wenigsten thun, wovon sie am meisten reden.

Inhalt.

Inhalt.

Die unglückliche Reiche, sechs und dreyßigste Scene. Seite 1

Den Sieg der ehelichen Liebe, sieben und dreyßigste Scene. 67

Die Freundschaft in der Noth, acht und dreyßigste Scene. 135

Die Folgen der Verleumdung, neun und dreyßigste Scene. 189

Die Stufen der Verirrungen, vierzigste Scene. 231

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Lebensscenen aus der wirklichen Welt

Bd.: 8

1788

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941305-3